

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 3.

Jährlich 24 Hefen. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin und Völien, 1. Februar 1896.

Große Ausgabe. Bei Voransbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Sohn aus der Fremde.

Humoristische Novelle von Albert Roderich in Hamburg.

(2. Fortsetzung.)

Mein Himmel, Anna, wie siehst Du aus!" rief der Schulmeister.

"Ja, nicht wahr, mein Christoph?" fragte die Frau Cantor, "und dann ist die Taille so eng, daß ich mich da gar nicht in rühren kann. Da ist auch schon eine Naht geplatzt, wie ich's anziehen wollte. Aee, Frau Bösch, da bin ich gar nicht so recht mit zufrieden."

"Jä, Frau Cantor, Sie haben aber doch zu mir gesagt, ich soll das Kleid ja und ja simpel und slicht machen und nicht so neumod'isch!"

"Neumod'isch ist das Kleid auch wirklich nicht," bemerkte Wilhelm lächelnd.

"Seh'n Sie woll'?" rief Frau Bösch.

"Ist das denn simpel und slicht?" fragte Frau Hilde, "so'n Rock von der Weite, und was da alles drauf und dran sitzt!"

"Jä, da war ja so viel Seidenzeug! Wo soll ich denn mit all' das Zeug hin?"

"Wenn da 'was über war, denn hätten Sie mir da ja noch'n Schärp' aus machen können."

"Da haben Sie mir ja nix von gesagt, Frau Cantor."

"Und wenn da so viel Zeug war, Frau Bösch, warum haben Sie mir denn die Taille und die Ärmel so eng gemacht?"

"Jä, Frau Cantor, wie ich den Rock fertig hatte, da war da man noch knapp Zeug."

"Aber das Kleid kann nicht so bleiben," sagte Wilhelm.

"Sie haben mir doch sonst meine Kleider immer so nett gemacht!" klagte Frau Hilde.

"Jä, Frau Cantor, dann haben Sie mir auch nicht gesagt, wie ich's machen soll. Ich kann das nu ja auch noch ändern, wenn Sie mir's sagen."

"Sie müssen da von dem Rock die Kramstückerien runternehmen und die Taille damit weiter machen, Frau Bösch."

"Na ja, Frau Cantor, wenn Sie das sagen, dann thu' ich das auch."

Als die beiden Damen sich wieder entfernt hatten, legte sich der Schulmeister zu seinem Nachmittagschläfchen nieder, und Wilhelm schlenderte durchs Dorf. Auf dem einzigen Wege, der durch dieses führte, gelangte er nach wenigen Minuten vor die Pforte der Pastorwohnung. Das Pastorenhaus und sein Vorder- und Hintergarten waren von einer dichten Hecke umgeben, die es von den Nachbarhäusern und Gärten trennte und abschloß. Aber auch das Leben der Bewohner des Pastorenhauses war abgeschlossen und getrennt von dem Leben der anderen Dorfbewohner. Früher, vor dem großen, unbekanntem Schicksalschlag, der den alten Mann getroffen, war das anders gewesen. Da hatte der Seelsorger innigen Antheil genommen an den Leiden und Freuden seiner Gemeinde. Ganz besonders an den Leiden hatte er theil genommen, und es gab nicht ein einziges Haus in seinem Dorfe und dessen Umgebung, in dem der Ehrwürdige nicht schon Trost und Hilfe gesendet hatte. Aber auch die Freudenfeste seiner Pfarrkinder waren von ihm fröhlich mitgefeyert worden. Dabei

hatte er es immer mit feinstem Takte so einzurichten gewußt, daß bei den lautesten Freudenfesten die Würde seines Amtes niemals verletzt ward. Immer genau im richtigen Momente ging er; immer, wenn seine Anwesenheit den lauten Ausbruch der Freude zurückhalten schien, — oder wenn der, vielleicht etwas zu laute Ausbruch der

durchschritt schnell den Vorgarten und trat ins Haus. Ein Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren, mit einem Besen in der Hand, erschien und fragte schüchtern nach seinem Begehr. "Ich möchte Herrn Pastor sprechen," sagte Wilhelm. "Is krank."

"Und das Fräulein?"

"Jä, — will ihr Bescheid sagen."

Auf der Schwelle des Wohnzimmers erschien aber schon Fräulein Marie, und ihre finsternen Mienen wurden beim Anblick des Fremden noch ein wenig finsterner.

"Mein Vater ist nicht wohl."

"Ich höre leider soeben. Es ist doch nicht schlimm? Ich hätte den Herrn Pastor so gern einmal gesprochen!"

"Vielleicht bemühen Sie Sich ein ander' Mal."

Unfreundlich waren diese Worte gesprochen, aber Wilhelm trat doch ins Zimmer. Vorwurfsvoll, mit streng zusammengezogenen Brauen sagte Marie: "Ich ersuche Sie, mein Herr —; Vater schlummert drinnen im Zimmer nebenan."

"Ich will leise sein, ganz leise, liebes Fräulein. Ich komme wirklich nicht nur aus Neugier. Ich habe hier so viel Gutes und Liebes von Ihrem Vater gehört, — und es geht ihm so schlecht, nicht wahr?"

Es klang wahres, echtes Mitleid aus dem Tone Wilhelms. Das schöne Gesicht des Mädchens verlor für einen Augenblick den starren, finsternen Ausdruck. Da sie an ihren Schmerz erinnert ward, überwältigte dieser jedes andere Gefühl, und um die gewaltig hervorstechenden Thränen zurückzupressen, schloß das Mädchen die Augen.

Wilhelm sah die schöne Gestalt fast zusammenbrechen in dem vergeblichen Bemühen, den Kampf mit einem schweren Leid zu verbergen. Da zuckte es in seinem Herzen. Ein unendliches Mitleid, ein gewaltiger Drang zum Helfen und ein wonniges Freudengefühl durchströmten ihn.

"Kann ich nicht irgend etwas für Sie thun?" fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme und erfaßte wie unwillkürlich die Hand des Mädchens.

Marie zog hastig, fast zornig, ihre Hand zurück.

"Herr Hilde, wie können Sie — —?"

"Ach, mein liebes Fräulein, ich möchte Ihrem Vater so von Herzen gern helfen, und nach allem, was ich gesehen und bemerkt habe, glaube ich, daß ich ihm auch helfen könnte. Sie haben ihn doch gewiß lieb; ist es da nun recht von Ihnen, daß Sie so schroff und abweisend gegen einen Mann sind, der seinen Kummer lindern will?"

Das Mädchen schaute ihn ängstlich fragend an.

"Was — was — haben Sie gesehen

und bemerkt?"

"Als ich heute Morgen mit meinem Vater spazieren ging, fragte uns ein Mann nach dem Pastorenhaus. Es war ein Geld-Negotiant aus Hamburg."

Das Mädchen war todtbleich geworden; ihre Blicke suchten den Boden.

"Ich habe einen ziemlich scharfen Blick für Geschäfte, mein Fräulein, und wenn vielleicht dieser Mann Schuld trägt an dem Kummer Ihres Vaters —"

Marie war auf einen Stuhl gesunken; sie schlug die Hände vors Gesicht. Wilhelm trat zu ihr und wollte sanft ihre Finger lösen. Da tönte plötzlich ein



Friedrich Haase

Friedrich Haase in der Titelrolle von Guplow's „Königslieutenant“.
Nach einer Photographie von G. Braich, Hof-Photograph, Berlin.
Siehe Seite 23.

Freude die Ehrfurcht vor seinem Stande zu erschüttern drohte. In Trauerhäusern aber war er immer der erste und letzte gewesen. Die Bewohner Altenhausens hingen deshalb mit Ehrfurcht und Liebe an ihrem Pfarrer, und als das große Unglück über ihn gekommen, suchten sie ihn in ihrer Weise zu trösten. Aber das ging nicht. Der Alte zog sich immer mehr zurück, und wenn auch seine Gemeinde ihm die Ehrfurcht bewahrte, die Liebe zu ihrem Pfarrer verwandelte sich mit der Zeit in Scheu.

Wilhelm blieb einen Augenblick sinnend an der Pforte des Pfarrhauses stehen, öffnete sie dann rasch,

leiser Schrei und ein dumpfer Schlag aus dem Neben-zimmer. Marie stürzte hinein, Wilhelm folgte ihr. Der alte Pastor war von dem Sopha, auf dem er geschlummert hatte, heruntergefallen und lag dumpf röchelnd am Boden. Mit einem durchdringenden Schrei warf sich Marie über den Vater. Wilhelm aber zog sie sanft zurück und hob mit Aufwand aller seiner Kräfte den ohnmächtigen alten Mann wieder auf das Sopha.

„Wasser! Bringen Sie Wasser!“ rief er dem jungen Mädchen zu, das auf Mariens Schrei herbeigeeilt war. Der Alte kam bald wieder zu sich; er blickte starr und verwundert auf Wilhelm.

„Ich bin Wilhelm Hilde, Herr Pastor, der Sohn von Cantor Christoph Hilde.“

„Ach so — so — ja. Danke Ihnen!“

„Wie fühlen Sie sich, Herr Pastor? Haben Sie Schmerzen?“

„Nein. Nur matt, — sehr matt.“

Des Alten Kopf sank auf die Seite, und die Augen schlossen sich wieder.

„Wo wohnt der nächste Arzt?“ fragte Wilhelm.

„Ach, ich weiß schon, Dr. Möller in Cuxhaven! Mein Vater hat neulich von ihm gesprochen. In einer Stunde ist er hier. Beunruhigen Sie sich nicht, liebes Fräulein. Es ist nichts, gar nichts! Ein kleiner Ohnmachtsanfall, wie das Alter ihn mit sich bringt. Ein alter Freund von mir in Amerika hat seit zehn Jahren solche Anfälle und ist im übrigen munter und fidel. Nur zur Beruhigung hole ich den Arzt.“

Marie reichte ihm die Hand. Wilhelm zögerte, sie anzunehmen. Es widerstrebt ihm, sich belohnt zu machen für den geringen Beistand, den er durch Zufall den lieben Menschen leisten konnte. Marie verstand ihn. Sie bot ihm die Hand abermals, und Wilhelm hielt sie beglückt einen Augenblick in der seinigen fest.

Wilhelm begab sich nun zum Gastwirth Riemann, von dem er wußte, daß er im Besitze einer zweispännigen Chaise sei. Vermittelt dieser Chaise und einer Extrazahlung an den Kutscher gelang es Wilhelm, den Dr. Möller in einer knappen Stunde von Cuxhaven nach Altenhausen zu bringen.

Der Arzt blieb eine halbe Stunde im Pastorenhause, und als er wieder auf die Dorfstraße trat, gesellte sich Wilhelm zu ihm, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen.

„Es geht jetzt etwas besser,“ sagte der Arzt.

„Was fehlt dem alten Herrn denn eigentlich?“ fragte Wilhelm.

„Das will ich Ihnen erklären,“ entgegnete Dr. Möller.

„Aus unserer Unterhaltung während der Fahrt im Wagen habe ich entnommen, daß Sie lebhafteste Theilnahme für den Herrn Pastor hegen. Deshalb will ich Ihnen mittheilen, was ihm fehlt. Zunächst hat der alte Herr irgend einen schweren Kummer. Sodann habe ich aus ganz untrüglichen Anzeichen entnommen, daß im Pastorenhause — Nahrungsmangel herrscht. Der alte Mann ist ganz entkräftet, und das war mit die Ursache des Ohnmachtsanfalles.“

„Aber das ist ja entsetzlich! Was ist da zu thun?“

„Der Mann muß vor allen Dingen wieder zu Kräften gebracht werden. Am besten würden ihm guter Wein und kräftige Fleischbrühe dienen. Feste Speisen könnten ihm schaden, weil er so erregt ist. Die Tochter hat mir gesagt, daß der alte Herr heute Morgen eine schlimme Nachricht erhalten hat.“

Wilhelm sann einen Augenblick nach.

„Herr Doctor, unsere Unterhaltung im Wagen hat mich in Ihnen einen menschenfreundlichen Mann erkennen lassen. Ich habe deshalb eine Bitte an Sie. Können und wollen Sie dem alten, würdigen Herrn ein Duzend Flaschen Wein ins Haus senden, ohne daß er gewahr wird, daß sie von mir kommen?“

„Gern! Ich denke, sechs Flaschen alten Portwein und sechs Flaschen süßen Malaga. Es kann dem Mädchen auch nicht schaden, wenn sie 'mal mittrinkt.“

„Und Sie nehmen es mir nicht übel, — ich verreise schon in den nächsten Tagen.“

Wilhelm zog seine Börse.

„Durchaus nicht! Im Gegentheil! Ich habe fünf Kinderchen und meine Mittel erlauben mir so etwas nicht. Dreißig Mark, das wird gerade reichen. Ich werde es besorgen, Herr Hilde, Adieu!“

„Adieu, Herr Doctor! Ich danke Ihnen herzlich!“

Auf dem Wege nach Hause kehrte Wilhelm bei Schlachter Köhrs ein, kaufte das beste der vorhandenen Stücke Rindfleisch, ließ es sich einpacken und nahm es selbst mit nach Hause, trotzdem Schlachter Köhrs ihm mehrfach versicherte, daß er es sehr gern hinschicken würde.

„Dat har ik uk nich dacht,“ sagte Schlachter Köhrs zu der gerade in seinem Laden anwesenden Frau Krämer Witte, „so'n fienen Herrn und löppt bi hellerlichten Dag mit veer Pund Ochsenfleisch über de Straat!“

„Ach,“ entgegnete Frau Krämer Witte, „dat is man bloß so'n Art von Berächtlichkeit, — för uns Prachers op'n Döör schenirt he sich nich. In Amerika löppt he noch nich'n mal bi stiftendüstere Nacht mit veer Pund Ochsenfleisch über de Straat.“

„Hier Mudding,“ sagte Wilhelm, als er nach Hause kam, „hier ist ein gutes Stück Ochsenfleisch. Nun sei so gut, koch' eine ordentliche Suppe davon und schick' sie dem Herrn Pastor hinüber.“

„Wat is dit?“

„Ja, der Herr Pastor ist krank, und der Doctor hat's verordnet.“

„Und das Fleisch hast Du selbst gekauft und mitgeschleppt?“ fragte erstaunt der Schulmeister.

„Ja, — warum denn nicht?“

„Ach, Wilhelm, das geht ja durchs Papier! Du hast ja einen großen Flecken auf Dein' Rock!“ rief Frau Hilde.

„Das macht nichts, Mutter. Wenn die Suppe nur gut wird!“

„Was fehlt denn dem Herrn Pastor?“

„Das weiß ich nicht. Er soll kräftig essen, hat der Arzt gesagt.“

„Ja,“ sagte Frau Hilde, „es is woll man 'n bißchen knapp bei'n Pastoren. Arbeitsfrau Schnelle ihre Tilde is da ja als so'n Art von Kleinmädchen. Die hat da allerlei von erzählt, und Schlachter Köhrs hat gesagt, der Herr Pastor nähm' schon lange kein Fleisch mehr bei ihm. Keulich, Sonntags, hätt' er ihm 'mal 'n Braten hingeschickt, — da wollt er nichts für haben, — der Pastor hat ihn aber nicht angenommen.“

„Na, Mutter, die Suppe wird er schon nehmen. Wenn Du sie nun selbst hinüberbrächtest, wie? Und nicht eher wieder fortgingest, bis der alte Herr, was davon genossen hat?“

Die Blicke des Schulmeisters hatten während dessen mit sichtlichem Wohlbehagen auf Wilhelm geruht.

„Ach, Wilhelm,“ wendete Frau Hilde zaghaft ein, „das mag ich nicht thun. Ich komm' ja sonst auch gar nicht bei'n Herrn Pastoren.“

„Willst mir'n Gefallen thun, Frau?“ fragte nun der alte Schulmeister.

„Ach ja, mein Christoph!“

„Denn bring' die Suppe 'rüber!“

„Na ja, denn will ich die Suppe 'rüberbringen.“

Vater und Sohn nickten einander freundlich zu.

„Ist nett von Dir, Willi,“ sagte der Alte.

Am nächsten Morgen ging Wilhelm ins Pastorenhaus, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Es ging ihm besser. Er saß still auf dem Sopha und blickte vor sich nieder. Als Wilhelm eintrat, dankte ihm der Pastor für seine gestrigen Bemühungen um ihn. Wilhelm und Marie nahmen an dem Sophatisch Platz, und durch eine Frage des alten Herrn veranlaßt, begann Wilhelm von seinen Erlebnissen in Amerika zu erzählen. Er erzählte Ernstes und Heiteres durcheinander, und aus allem, was er erzählte, leuchtete ein gutes Herz und ein klarer Verstand hervor. Vater und Tochter hörten ihm aufmerksam zu, und auf Mariens bleichen Wangen zeigte sich eine leichte Röthe.

Als Wilhelm inne hielt, seufzte der Pastor tief auf und ließ das Haupt wieder sinken.

„Ach, es ist doch angenehm, wenn man 'mal auf andere Gedanken kommt,“ sagte er. „Früher, als ich noch meine Bibliothek hatte —“ Er stockte plötzlich.

„Und warum haben Sie Ihre Bibliothek nicht mehr, wenn ich fragen darf?“

„Ach, — ich — ich habe sie verkauft, — es wurde mir gerade ein so guter Preis dafür geboten,“ antwortete der Alte in sichtlicher Verlegenheit.

Wilhelm sah, wie das schöne Antlitz Mariens von dunkler Röthe überzogen ward, und in diesem Augenblicke sah er einen festen Entschluß.

Jetzt klopfte es an die Thür; das kleine Küchenmädchen trat ein, gefolgt von einem jungen Menschen, der einen großen Korb trug, aus dem ein Duzend Flaschenhälfe hervorrugten.

„Hier wird Wein gebracht, Herr Pastor!“

„Wein?! Ich — ich — kann —. Ich habe keinen Wein bestellt!“

Der Bursche überreichte dem Alten ein geschlossenes Couvert.

Der Pastor öffnete es und las: „Zur Genesung! Von einem alten Freunde.“

„Nein — nein!“ rief abwehrend der Alte, „ich — ich — will kein Geschenk! Das hab' ich nicht nötig, — das hab' ich gar nicht nötig! — Er starrete einen Augenblick ängstlich vor sich hin und murmelte dann: „Wär's möglich?! Sollte jemand wissen — —?“

Während dessen aber hatte Wilhelm die Flaschen aus dem Korbe genommen und sie auf den Tisch gestellt.

„Herr Pastor, wenn ich offen gestehen darf, — mir ist bei dem vielen Erzählen der Hals ganz trocken geworden, und ich möchte wohl um einen Schluck Wein bitten. Junger Mensch,“ fragte er den Träger, „wenn Sie ein halbwegs ordentlicher Weinbursche sind, so haben Sie einen Pfropfenzieher bei sich.“

Der junge Mensch hatte einen Pfropfenzieher bei sich, und Fräulein Marie holte drei Gläser aus dem Schranke. Wilhelm hatte den Burschen mittlerweile zur Thüre hinausgeschoben, und schenkte jetzt die Gläser voll.

„Prosit, Herr Pastor, auf gute Gesundheit und viel Glück!“

„Auf viel Glück?! Ach, du lieber Gott!“ seufzte der alte Herr und nippte von dem Weine.

Gleich darauf trat das Küchenmädchen ein, um den Tisch zum Mittagessen zu decken. Marie ward unruhig; sie hieß dem Mädchen, noch etwas warten. Wilhelm begriff; das Mittagessen mochte für einen ungerufenen Zuschauer etwas zu frugal ausfallen. Er wendete sich zum Gehen. Der alte Herr erfaßte seine Hand. „Kommen Sie bald, recht bald wieder, lieber Herr Hilde!“

Fräulein Marie geleitete ihren Gast an die Hausthür.

„Den Wein haben Sie geschickt!“ Ihre Stimme zitterte.

„Ja, den Wein habe ich geschickt. Aber sagen Sie es, bitte, Ihrem Vater nicht!“

„Und wie sollen wir Ihnen danken?“

„O, ich habe schon meinen Dank! Wie ich da vorhin meine amerikanischen Schnurten erzählte, da habe ich zum ersten Mal ein Lächeln auf Ihrem lieben, süßen Gesicht gesehen!“

„Ich bitte Sie, — sprechen Sie nicht so zu mir!“

„Ach, ich möchte noch ganz anders zu Ihnen sprechen! Ich möchte —“

„Um Gotteswillen — nein!“

„Marie! Mädchen! Warum nicht?“

„Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen!“

„Marie!“ rief in diesem Augenblick die Stimme des Pfarrers.

„Mein Vater ruft mich!“

„Nur ein Wort, — ein einziges Wort! Marie, haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Ja!“ sagte das Mädchen leise und eilte zu ihrem Vater. —

So heiter und herzensfroh, wie jetzt, da er das Pfarrhaus verließ, hatte Wilhelm sich noch niemals in seinem Leben gefühlt. Wenn man ihn in diesem Augenblick in ein amerikanisches Paradies mit allem Comfort der Neuzeit hätte führen wollen, so würde er sicher gesagt haben: „Nein, ich danke! Hier in dem kleinen Dorfe ist es viel schöner; ich bleibe hier!“

Wilhelm war eben wieder auf dem Heimwege, als er den Schneidermeister Trolle daherkommen sah.

„Oh, very fine, that I drop you!“, rief ihm Herr Trolle schon von weitem entgegen, „I wull just go to your house.“

„All right, Mr. Trolle, what is the matter?“

Das verstand aber Herr Trolle nicht; das Englisch war ihm nicht plattdeutsch genug. „What do you meen?“ fragte er.

„Oh, — so, — so! — I meen, — what wull you söken in my house?“

„Oh, I unterstand very well, — what I will söken in your house. Yes! I have a pray on you. Please, tell me, what is the name on americanisch for ‚Regeln‘?“

„To play at ninepins.“

„Oh, thank you very much! Now I will tell you: We have here in the döör a Club of „To play at ninepins“ and this evening we have a — a — Come together — and I would pray you to come also a little in our Club.“

Diese Einladung kam dem Amerikaner in seiner frohen Laune gerade recht, und er nahm sie zur lebhaftesten Genugthuung des Schneidermeisters im besten Altenhausen'schen Englisch an.

Mit sichtlichem Vergnügen hörte Papa Schulmeister von dem Vorhaben seines Sohnes; er erklärte sofort, daß er auch mit zum Regeln gehen würde. Frau Hilde erreichte mit ihren Gegenvorstellungen nur soviel, daß Christoph mit Rücksicht auf „sie“ versprach, nicht activ mit zu regeln und keine Spirituosen zu sich zu nehmen.

Die einzige Regelpiste in Altenhausen befand sich im Garten des Gastwirths Riemann. Die Bürger von Altenhausen begrüßten den Amerikaner zuerst sehr kühl und zurückhaltend in ihrem Regel-Club. Nur Schneidermeister Trolle war wieder sehr freundlich, und Schneidermeister Trolle war die erste Person im Regel-Club. Nächst seiner Fertigkeit im Englischsprechen war das sein Hauptstolz. Und mit Recht! Denn als Herr Trolle vor ungefähr zehn Jahren zuerst mit regelte, da sagte Schlosser Witte zu ihm: „Trolle, Du regelst wie

so'n Sneider!" Das ärgerte aber den Herrn Schneidermeister sehr, und er legelte und legelte, öffentlich und heimlich, und übte so lange, bis er der beste Kegler des ganzen Altenhausen'schen Clubs war. Und jedesmal nach einem schlechten oder mittelmäßigen Wurfe des Schloffermeisters Wille sagte Schneidermeister Trolle: „So, Wille, nu will id di mal wiesen, wie'n Sneider legeln deist," und dann warf er „alle Reune“.

Gleich bei seiner Ankunft in der Regelbahn erklärte Wilhelm dem Gastwirth Niemann, daß er heute alles bezahlen wolle, was vom Regel-Club verzehrt würde. Wilhelm hatte dem Gastwirth diese Mittheilung discret und unter vier Augen gemacht; es soll und kann aber dem Gastwirth als Menschen nicht übel gedeutet, ja, als einem Gastwirth muß es ihm sogar hoch angerechnet werden, daß er jeden einzelnen der Mitgegler sofort heimlich von der Absicht des reichen Amerikaners in Kenntniß setzte.

Die Bürger von Altenhausen wußten im allgemeinen einen reichlichen Schlud wohl zu würdigen; heute aber hatten alle ohne Ausnahme einen außergewöhnlich bedeutenden Durst. Sie hatten sämmtlich, wie das jeder einzelne mehrmals betonte, „heute so stark gesalzen zu Mittag gespeist“. Gastwirth Niemann schleppte bedeutende Quantitäten Bier herbei, und selbst Schneider Trolle, der sonst aus Sparsamkeits-Rücksichten nie mehr als zwei Glas Bier trank, war mit einem unstillbaren Durste behaftet. „D, dit old Swiensteesch!" rief er einmal übers andere; „this old meet of Swines, is was too strong solten. Mister Hilde, prost! you shall life high!“

Bald war die Regelgesellschaft in lustigster Stimmung. Wilhelm Hilde war ganz besonders vergnügt. Und da man ihm wohl anmerkte, daß seine Fröhlichkeit von Herzen kam, war ihm schnell die Günst der Altenhausener Bürger zugewendet. Es dauerte nicht lange, da hatte Schneider Trolle den Amerikaner mehrmals umarmt; Rademacher Kien hatte erklärt, daß jemand doch ein netter Mensch sein könne, wenn er auch noch so fein und nobel „ins Zeug" wäre, und Schmied Stolle hatte Wilhelm schon dreimal auf die Schulter geklopft, daß ihm alle Knochen weh thaten.

Wilhelms Vater konnte seines gichtischen Beines wegen nicht mit legeln; er wollte sich aber durchaus nützlich machen, weshalb man ihn das Protocoll führen ließ. Mit wahrer Herzensfreude bemerkte er, wie die Stimmung seiner Mitbürger und Freunde sich zu Gunsten seines Sohnes gewandt hatte, und als man diesen eben wieder umringte und zum so und so vielten Male hoch leben ließ, da schlich sich der alte Schulmeister sachte hinzu, umfaßte die Schulter seines Sohnes und schmiegte sich sanft an ihn.

Während dessen probirte Schneidermeister Trolle einmal den Rothwein, den Wilhelm für seinen Vater, der ja keine Spirituosen trinken durfte, hatte kommen lassen. Der Rothwein schmeckte dem Schneidermeister vortrefflich. Er wartete noch einen Augenblick, schnitt dann plötzlich ein schreckliches Gesicht und schrie: „D, o, wat hev id för'n Livien, — what have I for a pain in the Leib! Bier kann ich nicht mehr trinken. Niemann, gev mi mal 'n Buddel von den Rothwien!“

„Ja," sagte Schloffer Wille, „dat is woher, mi is ud nich so recht in'n Mag'; Niemann, bring mi ud man'n Buddel Wien mit!“

„Ja," sagte Schneidermeister Trolle, „he mut mi dat glik nahmaken!“

„Ja, wat Du kannst, kann id noch lang, mien Jung! Wenn Du Wien drinckst, drinck id ud Wien.“

„So—o?! — Wenn id Lievien hev?!"

„Un id hev't in'n Mag, — verstehst Du mi, Trolle? Un wenn Du noch een Boort seggst, denn bestell id min'n Buddel Schampanjer!“

„Ja," bemerkte währenddessen Schloffer Wille zum Schulmeister, „ja, Herr Cantor, Sie können stolz sein auf Ihren Sohn. Er hat doch noch die richtige Anhänglichkeit an seine Heimat.“

Der Alte antwortete nicht, aber aus dem Blicke, den er auf seinen Sohn warf, war deutlich zu lesen, wie stolz er auf diesen war.

„Id wull, id har mien'n Sohn ud na Amerika schickt," grunzte es jetzt aus einer Ecke. Bäckermeister Langjohann nämlich hatte nach jedem Seidel, das er getrunken, also just circa ein Duzend Mal gesagt: „Id wull, id har mien'n Sohn ud na Amerika schickt!" Jetzt sah er in einer Ecke, ließ den Kopf herunterhängen und lallte vor sich hin.

„Swieg doch endlich dason still," tabelte Schlachter Röhrs, „dat heft Du mi all dusend Mal seggt!“

„Dat geiht Di nix an, Röhrs, swieg Du man still! Du heft Schuld, dat id mien'n Sohn nich na Amerika schickt heft!“

„Wat?! Id heft Schuld —?!"

„Ja, Du heft mi damals ajradt.“

„Id heft Di blos seggt, Dien Jung kann nix!“

„D, wat de Schoolmeister sien Jung kann, dat kann mien Jung noch tein Mal.“

In diesem Augenblicke sprang Schneidermeister Trolle hinzu.

„Swieg still, Minsch," raunte er eifrig dem Bäckermeister zu, „swieg still, anners betalt he nich!“

Bald darauf, es war gegen zehn Uhr, machte der Cantor seinen Sohn darauf aufmerksam, daß Mutting zu Hause gewiß mit Ungebuld auf sie warte, und Wilhelm war gleich bereit, mit dem Vater nach Hause zu gehen. Da rief Schneidermeister Trolle schnell und laut dem Gastwirth zu: „Niemann, id will bezahlen! Was bin ich schuldig?“

Gastwirth Niemann erklärte mit Nachdruck, daß Herr Hilde alles bezahlt habe und daß niemand etwas schuldig sei.

Ein den Verhältnissen nach ganz gut gespieltes freudiges Erstaunen überfiel den Regel-Club.

Nur Bäckermeister Langjohann lallte aus der Ecke: „Näh, dat doh id nich!“

Eine Salbe zorniger Blicke traf ihn.

„Näh, dat doh id nich! — freeholen laten doh id mi nich; denn will id mi — re — re — wangschiren! Niemann, kamen Se 'mal her! — Hier sünd dreißig Penn, id gev noch'n ganze Runde Snaps ut!“

Es war ja Anfang Herbst, und als der Schulmeister mit seinem Sohn auf die Straße trat, war die Luft nebelig und rauh.

„Halt still, Vater!" sagte Wilhelm, „Du wirft Dich sonst wieder erkälten.“ Dabei schlug er sorgsam des Alten Kopfchen in die Höhe und knöpfte ihn zu.

„Danke Dir, mein Junge! Ja, es ist hier bei uns dunkel des Abends, nicht?“

„Das macht nichts! Haf mich nur ein! Id will Dich schon führen.“

Der Alte legte seinen Arm in den seines Sohnes, stützte sich fest auf und ging eine Weile, in glücklichen Gedanken versunken, schweigend neben ihm her.

„Wilhelm," begann der Alte endlich zaghaft, „ich hab' da neulich zu Dir gesagt, id wollt' lieber, Du wärst nicht zum Besuch zu uns gekommen, deswegen muß ich Dir Abbitte thun.“

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Sigrid.

Skizze aus Norwegen von H. Fries-Schwenzen in Berlin.

Ein Freund Jensen und ich wanderten zu Fuß durch das schöne Hardanger. Wir kamen vom Norden, hatten die Nacht in der Hantelidfäter zugebracht und waren früh am Morgen weiter gegangen. Als wir noch am Vormittage in der Styds-Station¹⁾ Botten ankamen, hatten wir einen so langen Marsch hinter uns, daß wir uns entschlossen, von hier aus 1½ Styds nach der nächsten Station „Nyländ" zu nehmen. Id hatte schon längst den Styds bestellt, und wir sahen in Botten bei einem äußerst bescheidenen Frühstück, als der Bauer Ola Botten langsam und gemessen hereintrat. Er setzte die Mütze vom Kopfe und sagte, während er an der Thür stehen blieb, an mich gewandt: „Id habe keinen Jungen für Dich.“

Wir sahen ihn beide erstaunt an. Er war ein Original, in seiner Erscheinung der reine Urmenich, kräftig mit unverhältnismäßig großen, behaarten Händen, stark hervortretenden Wadenknochen und härtig im ganzen Gesicht bis auf eine kleine Partie um die Augen herum. Er bildete eine gute Illustration zu der in unserem Reisehandbuch angeführten Notiz über Botten, in der dieses als eine jener wenigen konservativen Stätten und Stationen genannt wird, die dem zudringlichen, civilisirenden Einflusse des Reiselebens mißtrauisch Fenster und Thüren verschließen.

Weder Jensen noch ich verstanden den Sinn seiner sonderbaren Anekdote.

„Du kannst aber ein Mädel bekommen.“

Jetzt brachen wir beide in ein herzliches Lachen aus.

„Sie kann wohl zwischen Euch sitzen?" fügte der Bauer hinzu.

Nun ging mir ein Licht auf. Er wollte uns mittheilen, daß er keinen Styds-Jungen zu seiner Verfügung habe, und daß er uns statt dessen ein Mädchen anvertrauen wollte, das obendrein noch zwischen uns, das heißt, auf beider Schoß sitzen mußte.

„Ei, mein Verehrtester," erwiderte ich, „das kann ich so nicht beantworten! Dazu müßte ich sowohl die Karve wie das Mädchen gesehen haben. Wird denn jetzt bald vorgespannt?"

Ola Botten kratzte sich hinter's Ohr.

„Ja, siehst Du, etwas warten wirst Du wohl müssen?"

Natürlich! Wie wäre es auch anders möglich? Id kenne Dich und Deinesgleichen, dachte ich, Ihr seid von einer Langsamkeit, die sprichwörtlich zu werden verdient.

„Meine festen²⁾ Pferde sind alle aus, — die Karjole auch.“

¹⁾ Styds ist die in Norwegen gebräuchliche Beförderung mit Pferd und Wagen; letzterer wird Karjol genannt. 1½ Styds ist ein Wagen mit Pferd für zwei Personen. Auf jedem Styds fährt ein „Styds-Junge" mit, der das gebrauchte Gefährt wieder nach Hause bringt. — Sprich: Schüss, auch Stilh.

²⁾ Auf jeder Styds-Station ist eine gesetzlich bestimmte Anzahl „fester" Pferde und eine kleine Anzahl von Reserve-Pferden. Auf ein solches Reserve-Pferd muß man oft Stunden warten.

„So, das fehlte auch noch!"

„Eben ist noch ein Herr gekommen, der auch Styds verlangt," tröstete der Bauer.

„Wir sind aber zuerst gekommen!"

„Ja, — ja, dann muß der eben noch länger warten," meinte Ola Botten, holte seinen Kautabal hervor und fing an, ihn mit dem Messer in dünne Scheiben zu schneiden.

„Ihr wollt am Ende noch vor Mittag nach Nyländ fahren?"

„Ja, selbstverständlich!" fuhr ich ihn ärgerlich an, „hast Du das noch nicht verstanden?"

Der Bauer schabte seinen Kautabal ruhig weiter, rieb ihn dann mit der Hand fein, und während er langsam die Peise stopfte, sagte er: „Zawohl, Du hast Eile, ich verstehe! Na, dann werde ich sehen, ob ich einen Gaul für Dich finden kann. Die Reserve-Pferde gehen oben am Berge und grasen.“

Mit unvergleichlicher Ruhe zündete er noch seine Peise an und verschwand „allmählich" durch die Thür, die er hinter sich offen ließ. Auf den kleinen weißgeschuerten und mit Sand bestreuten Vorplatz schien warm die Sonne; es kam ein wohlthuender Sommerhauch durch die offene Thür in das kühle, verschlossene Zimmer mit dem eigenthümlichen Trauben-Geruch, und das junge Grün der Birke, wo die Drossel in einem fort schwappte und stötte, duftete zu uns in das Zimmer herein.

Jenssen schob den dunkelbraunen und wie Leder so zähen Schinken beiseite, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sagte: „Der Mann gefällt mir! Er paßt in diese steinerne, mächtige Natur hinein, denn er ist selbst ein erwachsenes Natur-Phänomen, wie die mächtigen Ruter³⁾, an denen wir heute Morgen vorbeigingen. Es fiel mir auf, wie schlecht die macadamisirte Chaussée, die soeben fertig geworden ist, in diese Umgebung hineinpaßt. Diese riesenhaften Ruter, die taub und ernst, wie vor tausend Jahren, dastehen und wie spöttisch hinabsehen auf das menschliche Getriebel unten im Thal! An einer Stelle ging der Weg hart am Fuß eines Rut vorbei. Der imposante Anblick dieses Colosses unmittelbar dicht über mir und die damit verbundenen eigenartigen Vorstellungen ließen meiner Phantasie die Flügel schießen.“

„Erzählen Sie!" bat ich, „es wird interessant sein, zu hören, welchen Flug Ihre Dichterseelen bei dieser Gelegenheit genommen hat. Wahrscheinlich wieder ein Stück Natur-Symbolik, — nicht wahr?"

Jenssen nickte bejahend und fuhr fort: „Id stellte mir vor, wie der „alte Herr" sich geirgt hat, als die Tradition, ihn anzubeten, verfiel und man anfang, Löcher in ihn zu bohren, um eben diese Chaussée zu bauen.“

Und als er sich zwanzig Jahre hindurch gewundert hatte und nicht im geringsten klüger geworden war, schickte er einen Courier hinunter, in der Form eines Felsblockes, der nachsehen sollte, was das Getriebel und Krägen da unten zu bedeuten habe.

Sie sahen ihn doch rechts vom Wege liegen? Er war so groß wie ein zweiflügeliges Haus. Der Felsblock blieb aber da liegen, wo er war.

Benige Jahre später kam eines schönen Tages ein Adler durch die Luft gefegelt. Mit einigen Flügel schlägen stieg er an der senkrechten Felswand hinauf, um eine Stelle zu finden, an welcher er sich ein Nest bauen konnte. Der Berg, der sich ein paar tausend Jahre hindurch gelangweilt hatte, ließ vor Freude einen Felsblock herabfallen, um es seinem neuen Genossen bequem zu machen. Das war diesem auch gerade recht, und er flog in die dadurch entstandene Höhlung hinein, wo er anfang, sein Nest zu bauen. Der Adler wohnt dort noch heute. Id sah ihn den Rut umkreisen, und Seine Hoheit wird von ihm bereits erfahren haben, welche Bewandniß es mit dem Schießen, Hämmern und Krägen hat. Er wird wissen, daß die Pygmäen für die Civilisation einen Weg in sein Reich hinein gebaut haben, und — er wird es nicht dulden. Eines schönen Tages wird der Adler die diplomatische Vermittlung zwischen den vielen Hoheiten des Hantelidfjeld übernehmen, und wenn sie erst alle einig sind, wird es für sie eine Kleinigkeit sein, auf der ganzen Linie die Arbeit durch einige Bergtrübsche zu zerstören.“

Jenssen hatte sich warm geredet; jetzt schwieg er einige Augenblicke, es war aber seinem Gesichte anzusehen, daß er den Gedanken weiter spann. Blötzlich sagte er mit Empfindung:

„Ach, es ist ein Jammer um dieses herrliche, bis vor kurzer Zeit noch gänzlich unberobene Land, wie es von der Civilisation verflucht wird, wie die Macht des Goldes diesen stolzen, in seiner Art vornehmen Bauern verführt und verdirbt! Die National-Trachten verschwinden, die so gerühmte nordische Gastfreundschaft macht der Habgier Platz, die Unschuld und Harmlosigkeit weichen dem blassen Gespenste der kalten Berechnung! Darum freue ich mich, wenn ich solche Menschen wie Ola treffe, in denen die nationale Eigenart und das Persönlichkeits-Gefühl so stark ausgeprochen sind, daß man deutlich fühlt: Dieser da läßt sich nicht beeinflussen! Er ist, was er war; er bleibt ein Sohn der Berge. Es mögen noch so viele Touristen bei ihm einkehren, sie bekommen doch den schwarzen, steinharten Schinken vorgesetzt, und wenn sie damit nicht zufrieden sind, dann können sie weiter gehen!“

Jetzt sahen wir durch das Fenster, wie Ola Botten mit einer Stute ankam, die er an der Wähne hinter sich herzog. Ein langbeiniges Füllen folgte und machte wiederholte Veruche, nach Nahrung von der Mutter zu erhalten. Ein kräftig gewachsenes, frisches Mädchen von etwa achtzehn Jahren wartete auf dem Hofe. Sie hatte ein so originelles, lustiges Gesicht, daß Jensen und ich fast zugleich die Bemerkung machten: „Wenn wir die da mithaben sollen, kann es eine lustige Fahrt geben!“

Jetzt brach sie in ein schallendes Gelächter aus. Ihre weißen Zähne leuchteten, und ein feder Schelm verbarg sich in den fast ganz zusammengekniffenen grünblauen Augen. Was war die Ursache dieser Heiterkeit? Ah, die Stute war stehen geblieben, und der Bauer konnte sie trotz aller Zurufe nicht von der Stelle bekommen!

Wir ergriffen unsere Reiseumägen und gingen auf den Hofplatz hinaus.

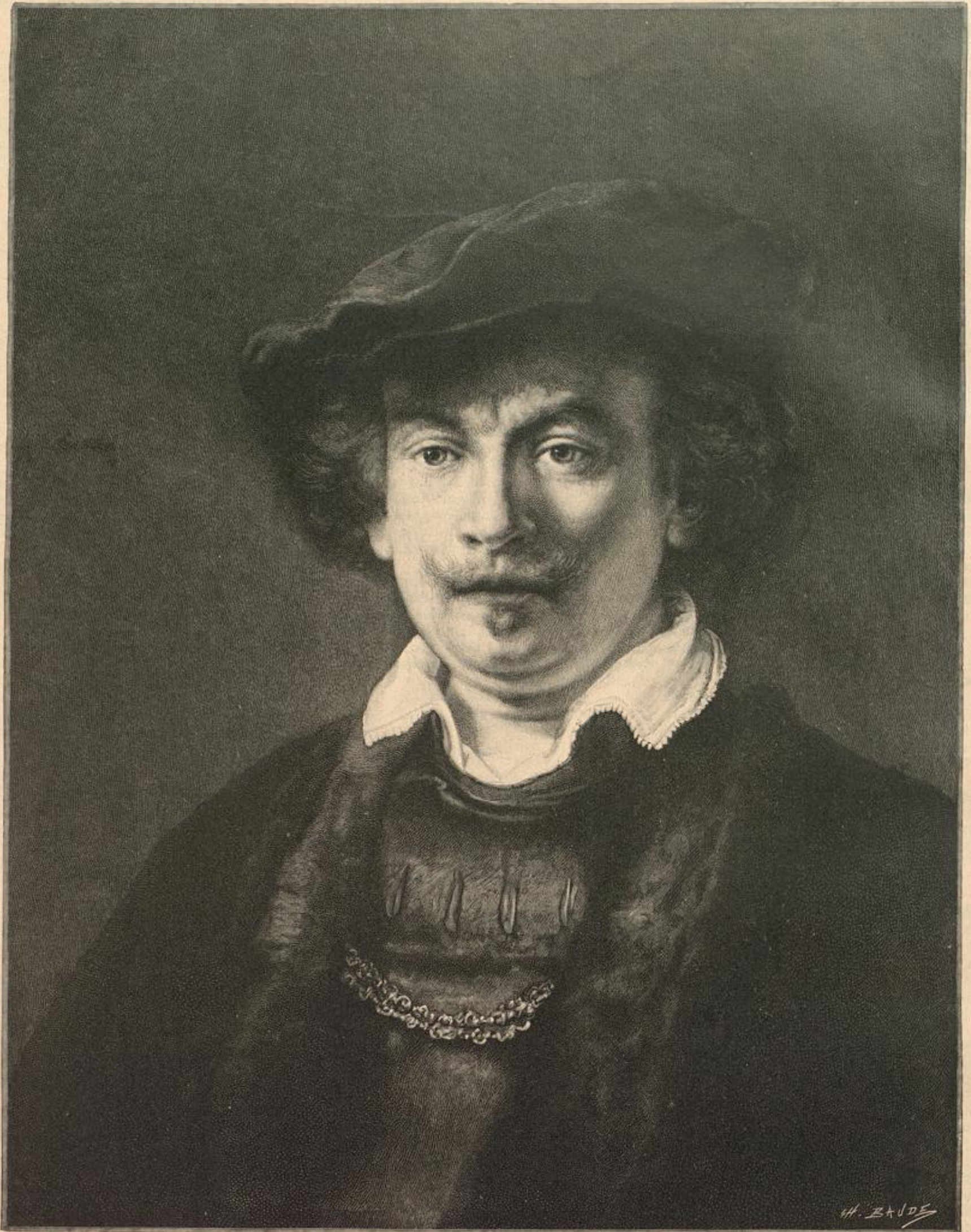
So etwas von Langsamkeit, wie die Bewegungen dieses Gauls, hatte ich noch nie gesehen. Dagegen verschwand selbst die olympische Ruhe des Bauers.

Endlich war der stolze Aufzug bis in die Mitte des Hofplatzes gelangt; ein altes, von Schmutz starrendes Geschirr wurde dem Pferde aufgelegt, und das kräftige Mädchen holte eine breite Bauernkarre herbei.

„Sollen wir dieses wilde Roß haben?" fragte Jensen mit komischem Ernst.

„Ja, das sollst Du," erwiderte das Mädchen, und der Schall

³⁾ Rut = zuckerhutförmiger Berg.



Rembrandt.

Nach dem im Besitze Ihrer Königl. Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar befindlichen Selbstbildniß Rembrandt's.

Siehe Seite 22.

bligte ihr wieder aus den Augen. „Die Stute kann rennen, sage ich Dir!“

„Du, danach sieht sie mir gerade aus!“ gab Janssen trocken zur Antwort.

Darauf holten wir unsere Sachen und machten Niene, auf die Karre zu steigen.

„Du mußt Bladen' halten, Sigrid, während die Herren einsteigen,“ bemerkte Ola Botten mit einem kaum merkbaren Lachen um die Mundwinkel.

„Prrr!“ rief Sigrid und faßte Bladen' am Zügel, als habe sie mit einem muthigen Vollblutpferde zu thun, während die brave Stute so still stand, als sei sie angemauert.

„Prrr! Willst Du still stehen!“ rief sie noch einmal.

„Die Kleine hat Humor,“ meinte mein Freund und ergriff die Zügel.

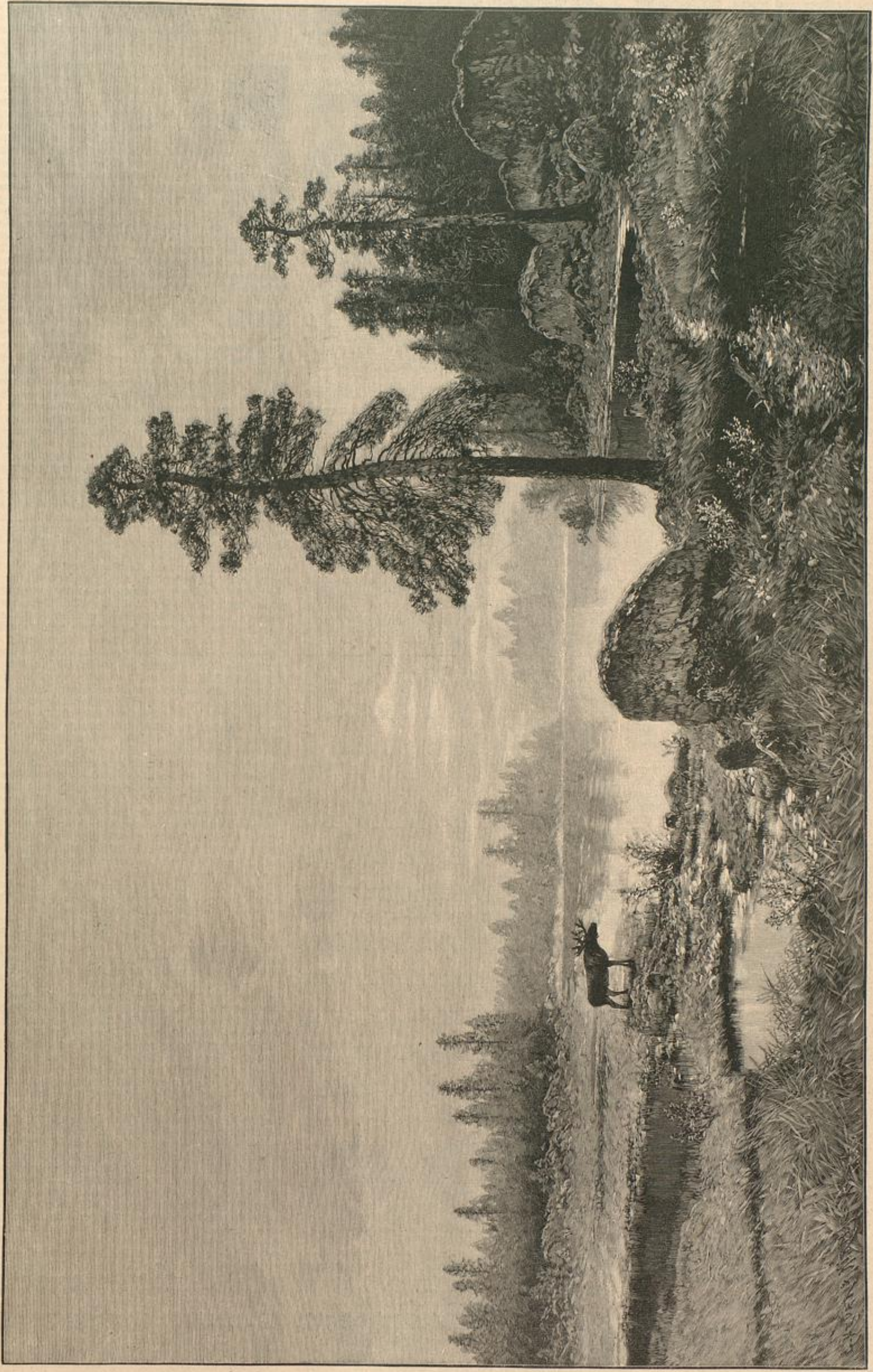
„Du mußt das Füllen in die Scheune bringen, Sigrid, sonst wird der Gaul am Ende mit den beiden Herren durchgehen,“ bemerkte der Bauer; dabei verbarg er seine Heiterkeit, indem er die zur Erde gefallene Peltische aufhob. Sigrid führte seinen Befehl aus und nahm dann zwischen uns Platz.

Als Lenker des stolzen Gefährtes fing nun mein Freund an, mit der Zunge zu schnalzen. Er bediente sich seines ganzen Vorrathes bereiteter Zursä; aber vergebens war sein „Depp“ und „Hüh.“ „Bladen“ rührte sich nicht von der Stelle, drehte nur den Kopf zur Seite und wieherte laut. Eine dünne Pferde-Stimme antwortete aus der Scheune.

Jetzt faßte der Bauer das Pferd am Zügel und leitete es den feinigsten, schmalen Weg nach der Chaussée hinunter.

„Wenn sie erst auf der Landstraße ist, wird sie schon laufen,“ tröstete er.

Wir saßen da und wußten nicht, ob wir uns ärgern, oder ob wir lachen sollten. Die Aussicht, in den ersten drei Stunden nach Npländ zu kommen, schien uns sehr gering. Schließlich gab Janssen der Stute einige ordentliche Hiebe. Sie drehte den Kopf um und wieherte. Ganz schwach und kläglich erkönte die Antwort vom Hofe zu uns herab. Noch ein kräftiger Peitschenhieb fiel auf die Flanke der besorgten Mutter und zeigte ihr, daß die Sache jetzt ernst gemeint sei. Nun setzte sie sich in einen merkwürdigen Trab. Sie hatte es augenscheinlich darauf



Morgen in Norwegen.
Nach dem Bilde von L. Stramstad in Christiania.
Siehe Seite 24.

Wachdruck verboten.

Ein Selbstbildniß Rembrandt's.

Von Franz Hermann Meißner in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 20.



Albrecht Dürer und Rembrandt van Ryn, die beiden großen Meister des nordischen Malerei-Aufschwungs im Reformations-Zeitalter, haben zwei interessante Züge gemeinsam, so fern sonst beide Künstler in der Art ihres Schaffens von einander stehen: die bei beiden vorhandene Lust und Leidenschaft am Sammeln von Kostbarkeiten, Curiositäten, welche den steten Unmuth von Meister Dürer's strenger Hausfrau hervorrief und Rembrandt schließlich vollständig ruiniert hat, sodaß sein Lebensabend ein überaus trauriger war; dann aber ein gutes Stück naiver Künstler-Eitelkeit, die sich nicht genug in der Darstellung der eigenen Person zu thun wußte. Dürer's prachtvollen Vorkopf, die allmähliche Durchgeistigung eines ursprünglich derben Gesichts zu einer hervorragenden Mannes-schönheit können wir, dank dieser Eitelkeit, durch alle Lebensalter verfolgen, wie sonst bei keinem anderen außer bei Rembrandt. Wenn aber auch Rembrandt's Leben, das lange in vielen Theilen dunkel für die Nachwelt war und noch heute, namentlich in seinen älteren Jahren unerforscht genug blieb, noch weniger offen läge, als dies der Fall ist, so wäre ein ausgezeichnetes Ersatz dafür in seinen zahlreichen Selbstbildnissen vorhanden. Bei keinem hat die Eitelkeit so ausgezeichnete Kunstwerke von der eigenen Person erzeugt, und bei keinem sonst vermag ein Menschenkenner dieses Mannes bewegtes Schicksal, sein reiches Innenleben aus einer Galerie von Selbstbildnissen heraus-zulesen, von denen heute weit mehr als ein Duzend bereits bekannt ist, die ihn in allen Lebensaltern behandeln und die natürliche Grundlage für eine merkwürdiger Weise immer noch nicht geschriebene, gute und umfassende Rembrandt-Monographie bilden. Rembrandt hat sich mit unerschöpflicher Lust mittels der Farbe und der Radirnadel immer wieder dargezeigt. Vergleicht man die Verschiedenheit der Auffassungen, die mitunter eine kaum erkennbare Ähnlichkeit erzielt, so scheint es, als sei sein ebenso interessantes als ursprünglich ungeschönes Gesicht für ihn ein schweres Problem gewesen, das ihn immer wieder reizte, weil er das Modell täglich zur Verfügung hatte. Nichtet man sein Augenschein in dessen nicht ausschließlich auf die Auffassung, sondern auch auf das Beiwerk, da fühlt man leicht heraus, wie eitel dieser große Künstler war, — man darf sagen: zum Glüd! Ein neues Wams, ein eben erhaltenes federgeziertes Barett, ein Wlad in den Spiegel, nachdem der Friseur mit besonders glücklicher Hand Bart und Haupthaar behandelt, ein Aerger, der seine Augen funkeln läßt und seine Stirn in tiefe Falten legt, vielleicht auch die ausgelassene Laune am Geburtstag seiner heißgeliebten ersten Frau, der nicht schönen, aber lieb-reisenden und seelenvollen Saskia van Ulenburgh, wie sie uns auf dem Dresdner Doppelbildniß gezeigt wird, der Vollbart, den er sich für kurze Zeit einmal wachsen ließ, oder ein Halsstud bei einer Erkältung, — kurz jede Veränderung seiner Erscheinung, so zufällig sie war, drückt ihm den Pinsel zu einem gluthvollen Gemälde, oder die Nadel zu einem seiner eminent geistreichen Aufrisse auf die Kupferplatte in die Hand. Wir wissen, wie er jung aus-sah, als er, viel zu schnell vielleicht in Hinsicht auf sein herbes späteres Schicksal, die Staffel des Ruhmes erklimmte; in allen Nuancen lebt vor uns, in seinem reisenden Auge, der betrückende Schimmer des so tiefen wie sicheren Liebesglüds. Und als mit sonnisges Wesen sich breitet, da wird in seinem Gesicht ein nüchtern, strenger, beinahe cynischer Zug mehr und mehr sichtbar. In dem Münchener Bildniß von 1658, auf dem der fünfzigjährige schon ein alter Mann ist, hat dieser Zug mit einer Beimischung von vergrämter Einsamkeit und heraus-fordernder, weltfeindlicher Verschlossenheit, etwas Krampfhaftes: auf dem letzten, vom Ende der 1660er Jahre, kurz vor seinem Tode, vermag selbst sein geistvolles Auge nicht ein Mitleiden zu scheuchen mit diesem armen, alten, von fürstlicher Lebens-führung in Noth und gehegte Heimatlosigkeit, — freilich durch eigene Schuld, — gestürzten Manne, dessen Genies ungeachtet aller dieser Bitterkeit immer strahlender geworden war.

Der schönen Zeit von Rembrandt's Glück gehört das im Besitze F. K. H. der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar befindliche Selbstbildniß an, das wir als ein verhält-nismäßig wenig gekanntes hier bringen. Dem Stil wie den Gesichtszügen nach stammt es etwa aus der Mitte der 1630er Jahre oder wenig später; es zeigt die Keise und die Herren-ruhe eines in seiner Anschauungswelt gefestigten, erfolgfuldren, glücklichen Künstlers, dessen, wie gesagt, nicht schönes Gesicht vom Feuer hoher Kunst in seinen besten Jahren zu fast idealer Männlichkeit umgebildet war. Wie gedankenreich und ernsthaft prüfend ist dieses große Auge unter den hochgewölbten Brauen, wie charaktervoll diese starke Nase mit den ausgebuchten Flügeln! Wie versteht dieser feingeschwungene Mund, über dem sich kockelt der Schnurrbart sträubt, zu schweigen von dem, was das Auge sieht! Das fast verdeckte Ohr mit der elementaren Sinnlichkeit der großen Lappchen, das breitgewulstete, tiefbraune Haar unter dem Barett, das Fettpolster am Kinn und Hals, — wie kündet dies alles, auch ohne das reiche Gewand der breit-brustigen Gestalt und die feine Zufälligkeit des Umhlagtragens eine Persönlichkeit an, die ein Fürst in ihrer Lebenssphäre ist! Und dieser Umriß dann in der sorgfältigen Durchführung des frühen Rembrandt und von Rembrandt's geheimnißvoller Palette mit ihren tausend gedämpften Tönen zu einem schier über-sinnlichen Leben erweckt! Immer räthselvoller, je mehr man hineinsieht, lösen sich ganz aus der Ferne die leisen Stimmen einer wundervoll reinen Aeolis-Harfe im dämmerigen Park; man weiß nicht und fragt auch nicht, wo sie hängt, man verliert sich vollkommen in süßen Dämmerungen! —

Zu Rembrandt-Cabinet des Berliner Museums, das auch zwei gute kleine Selbstbildnisse besitzt, hängen zwei Portraits fast nebeneinander: die lichtvolle, glückliche Saskia, 1643 erst nach ihrem Tode vollendet; dann aber, von 1662—64, wahr-scheinlich auch kurz nach dem Tode geschaffen, ein derbes, üppiges, leidenschaftvolles Weib: Hendrikje Stoffels, die 1649 als junge Magd in das Haus des einsamen Wittwers kam, und die unge-fähr zwanzig Jahre nach Saskia starb und Rembrandt ein Töchterchen hinterließ. Es schwebt ein Dunkel über diesem Lebensstheil des Künstlers; bekannt ist nur, daß Hendrikje,

abgegeben, uns zu täuschen; denn während sie sich schein-bar anstrengte und die Beine rasch bewegte, kam sie doch sehr langsam vorwärts. Eine Zeit lang ließen wir sie so laufen und lachten nur darüber, aber schließlich meinte Jentzen, daß die Familien-Angelegenheiten der Stute uns nichts angingen, und daß wir keine Veranlassung zu dieser allzu großen Müd-sichtnahme hätten. Seinem Ausspruch verließ er Nachdruck durch zwei wuchtige Peitschenhiebe, sodaß der störrische Gaul vor Wuth hinten ausschlug.

„Du darfst das Pferd nicht so schlagen!“ sagte Sigrid mit einer Bestimmtheit, die geradezu niederschmetternd wirkte. Wir sahen uns gegenseitig an und schwiegen.

Als ich mich von meiner Verstärkung etwas erholt hatte, fragte ich: „So? Wer sagt denn das?“

„Das sage ich! Es ist doch kein Wunder, daß sie sich nicht gern von ihrem Füllen trennt.“

„Sigrid, Du hast ganz recht,“ erwiderte Jentzen, „vom Standpunkte der Stute betrachtet, ist es entschieden ein Unrecht, Mutter und Kind durch Peitschenhiebe von einander zu trennen. Doch wer ist denn hier der Schuldige? Wir müssen den Skids bezahlen, wollen aber dafür auch vorwärts kommen.“

„Es geht ja vorwärts!“ meinte Sigrid.

„Ei, es fehlt auch nur, daß es noch rückwärts gehen sollte! Warum habt Ihr uns diese schlechte Mähre gegeben?“

„Sie ist gar nicht schlecht. Ihr sollt nur sehen, wenn ich sie nachher nach Hause fahre, wird sie fliegen!“

Gegen diese Logik konnte man nichts einwenden. Jetzt war auch der Trab zu Ende. Die Stute drehte den Kopf und wieherte laut. Ein Peitschenhieb war die Antwort. Das Thier schlug nach hinten aus, — noch ein Hieb.

„Halt!“ schrie Sigrid mit funkelnden Augen, „wenn Du es noch einmal wagst, das arme Thier so zu schlagen, dann nehme ich Dir die Bügel fort.“

Ich sah sie übertraut an, und Jentzen, ein großer, kräftiger Mensch, brach in ein schallendes Lachen aus.

„Das möchte ich doch einmal sehen, meine kleine Sigrid!“ scherzte er gutmüthig.

„Das kannst Du früh genug erleben!“ lautete die Antwort, „schlägst Du die Stute noch einmal auf diese Weise, dann nehme ich Dir die Bügel einfach weg!“

Wir betrachteten das dreiste Mädchen etwas genauer. Woher hatte sie diesen überlegenen Ton? Hielt sie uns für dumme Jungen? Die Sache war ja zum Todlachen.

„Hepp!“ und „hüh!“ — Wieder fiel ein Peitschenhieb. Im Nu hatte Sigrid geschickt die Bügel ergriffen; es entstand zwischen den beiden ein Kampf, und zwar mit dem erstaunlichen Resultate, daß sie, das achtzehnjährige Mädchen, den Sieg davon trug. Jentzen sah ganz begossen da. — Wie es nun auch vor sich gegangen sein mochte, — es war ihr durch Geschicklichkeit und erstaunliche Kraft gelungen, ihm die Bügel wegzunehmen.

„Fog Bliz, wach ein Rädel!“ war das einzige, was er noch in dieser Sache bemerkte. Er war doch zu sehr Cavalier, um ihr den einmal gewonnenen Sieg wieder streitig machen zu wollen. Unsere Heldin besaß offenbar Muskeln so hart wie Stahl. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns ergeben in unser Schicksal zu fügen und die Bügel der siegreichen Walfüre zu überlassen, die sich auf unseren Knien wie ein Triumphator durch ihre, im warmen Sonnenschein strahlende Heimatgegend dahin tragen ließ.

Wir sahen auch bald ein, daß uns damit nur gedient sei, denn kaum hatte Sigrid die Bügel ergriffen und der Stute einige aufmunternde Worte zugerufen, so begriff das kluge Thier, daß es nicht uns, sondern seiner Herrin zu gehorchen habe, und setzte sich in einen ganz achtungswerthen Trab.

Die Gebirgslandschaft hatte allmählich ihren Charakter geändert. Anstatt der Zwergebirke, welche die einzige Vegetation des hohen Hanfelds ausmachte, hatte man hier einen üppigen Birkenwald, und, was dem nach Nyländ zu stark abfallenden Thale den höchsten Reiz verlieh, viele Wasserfälle. Der eine „Fos“ löste den anderen ab, ja, man konnte sagen, daß der nicht unbedeutende Fluß, der auf der rechten Seite dem steil abfallenden Wege folgt, einen einzigen Wasserfall von einem Kilometer Länge bildete.

Hier war die Grenze zwischen Hardanger und Thelemarken. Letzteres ist nicht so reich an überraschenden Abwechselungen wie Hardanger, dafür geben aber die feierliche Ruhe der großen Wälder, die ruhigen, vornehmen Linien der ferneren blauen Berge und ein gewisses Etwas in der Luft, — ich weiß nicht, was es ist, — dem Fremden die Vorstellung, daß hier immer Feiertag sei.

Jentzen hatte sich vergebens bemüht, Sigrids Günst zu er-zingen! Sie gab auf alle seine liebenswürdigen Lobreden über die Schönheit der Natur, über die Kraft des Volkes, zumal der Frauen, fast nur einfülbige Antworten.

Dann zeigte sie plötzlich auf einen links vom Wege gelegenen Hof und sagte: „Da liegt Edland.“

„Was ist denn daran so merkwürdig?“ fragte ich.

„Da wohnt Möllargutten.“

„Wer ist Möllargutten?“ fragte mein Freund Jentzen.

Ich, als Norweger, hätte ihm die erwünschte Auskunft geben können, zog es aber vor, das Gespräch der beiden nicht zu führen. Sigrid betrachtete ihn von oben herab. War es möglich, daß jemand ihren National-Liebbling, den originellen Componisten Möllargutten, nicht kannte?

Dann sagte sie in ihrer singenden, vocalreichen Mundart: „Er konnte die Geige spielen, er machte selbst die Melodien; schon als kleiner Junge spielte er. Seine Geige hatte er selbst angefertigt aus einem Brett und drei alten Saiten. Fast jeder Springar und Halling hier zu Lande ist von ihm.“

„Sieh's hier denn noch jemand, der einen ordentlichen Halling tanzen kann?“ fragte ich.

Wir schienen auf Sigrids Lieblings-Thema gekommen zu sein, denn mit einer Zungenfertigkeit, die ich ihr nicht zugetraut hätte, erwiderte sie: „Es geht bergab damit, wie mit so manchen Dingen hier im Lande. Das ist alles nichts gegen früher. Du solltest meine Großmutter von den Hochzeiten in alten Tagen erzählen hören! Uebrigens giebt es noch einige, die den Halling tanzen können; auf Nyländ ist einer.“

„Das ist wohl Dein Bräutigam, Sigrid?“

Darüber mußte Sigrid lachen; ja, sie lachte so herzlich, daß wir einstimmen mußten.

„Mein Bräutigam kann nicht tanzen, er weniger als alle anderen!“

„Warum das?“

„Weil ich keinen habe, siehst Du!“

Koch einmal klang ihr helles Lachen durch das Thal.

„Fog Bliz, Rädel, Du hast noch keinen Bräutigam?“ rief Jentzen lustig. „Was denkst Du denn? Wir sind noch beide zu haben, welchen von uns willst Du nun?“

„Keinen von beiden!“

„Warum denn nicht?“

„Ihr seid mir beide zu alt.“

„Zu alt? Keiner von uns hat die Dreißig überschritten.“

„Ihr seid mir dennoch zu alt; wenn ich mir einen Schatz nehme, soll er jung sein wie ich selbst.“

Wir sahen uns an.

„Schau, schau, was für Bedingungen die Kleine macht! — Ja, mein lieber Jentzen, aus dem Kindermunde sollst Du die Wahrheit erfahren! Hier herrschen noch die idealen ursprünglichen Zustände, wo sich gern Gleich zu Gleich gestellt.“

Eine Viertelstunde später kamen wir in Nyländ an.

Wir stiegen ab, und Sigrid lenkte das Gefährt einen, steilen schlechten Seitenweg nach links hinaus. Auf dem Hofplatz kam ihr ein kräftiger Bursche, der noch nicht die Zwanzig erreicht zu haben schien, entgegen. Er spannte das Pferd aus und zog es in den Stall. Inzwischen gingen wir in die Gaststube und bestellten unser Mittagessen.

Nachdem wir uns die frisch gefangenen Forellen und die Mutter hatten gut schmecken lassen und vergnügt eine Cigarre rauchten, trat Sigrid, mit dem Burschen herein.

„Hier ist jemand, der einen Halling tanzen kann, wenn er nur will,“ sagte sie und schob den untersehten Jungen vor sich her. Dieser hatte ein rundes, mit Sommerprossen überfühtes Gesicht, in dem ein Paar hellblaue, kluge Augen leuchteten. Der Mund war breit und wurde es noch mehr, als er, wie jetzt, verlegen lachte.

„O, mit meinem Halling ist es nicht weit her,“ entgegnete er bescheiden, und wollte sich in eine Ecke drücken.

Wir luden ihn ein, mit uns am Tische Platz zu nehmen.

Ich holte aus meinem Rucksack eine Flasche Cognac hervor, ließ Gläser bringen und schenkte ein.

Mit einiger Mühe gelang es uns, Sigrid und den jungen Mann, den sie Egid nannte, zum Niedersitzen zu bewegen.

„Du kannst Dich doch ebenso gut sehen lassen, wie Einar Flaas“, meinte Sigrid.

„Ja der! Das will nicht viel sagen,“ sagte er verächtlich. Dann spuckte er in die Stube hinein und zündete die dar-gebotene Cigarre an, nachdem er sie sorgfältig mit der Zunge befeuchtet hatte, — wahrscheinlich, damit sie länger vorhalten sollte.

Nach einigen Gläsern Cognac war die Verlegenheit des Jünglings so weit gewichen, daß er sich bereit erklärte, einen Halling zu tanzen.

Inzwischen hatte sich ein ganz zahlreiches Publicum versammelt; Herrschaft und Dienerschaft durcheinander. Alle wollten zusehen; das Gerücht, daß Egid Nyländ eine Probe seiner Kunst ab-geben würde, hatte sich schnell über den ganzen Hof verbreitet.

Der Bauer Hans Nyländ und seine Frau Karen hatten ebenfalls unsere Einladung angenommen und sich an unseren Tisch gesetzt. An der Küchentür stand die dicke Köchin Beret, kupfer-roth im Gesicht und mit einem großen Holzlöffel in der Hand. Zwei Schmittinnen in leichter Bekleidung hatten auch die Gelegenheit wahrgenommen, da sie gerade zum Bespern gekommen waren, und ein zerlumpter Skids-Junge, sowie ein alter Jagdhund standen bescheiden an der Ausgangstür.

Der Tanz fing an.

Egid sprang mit einem Satz in die Mitte des Zimmers und begann zu tanzen; er schlug sich bald auf die Kniee, bald unter die Fußspalten, schlenderte nachlässig in einem kleinen Kreis herum, ließ sich in eine sitzende Stellung fallen, tanzte Halling vorwärts und seitwärts, sprang wie ein Gummiball wieder in die Höhe, schlenderte wieder herum, als dächte er an gar nichts, und da — flog er in der Luft wie ein Rad herum und dröhnend schlug der Stiefelabsatz gegen die niedrige Zimmerdecke.

Ein begeistertes Beifall belohnte seine Leistung. Er strich mit dem Hemdsärmel das blonde Haar aus der Stirn und ging lächelnd zu Sigrid hin.

Jentzen, der noch nie einen Halling gesehen hatte, überschüttete den Tänzer mit Lob und Danksgaben. Die Zuschauer zogen sich einer nach dem anderen zurück, und wir nahmen wieder um unseren Tisch Platz.

Jentzen wollte dem jungen Mann ein Geldstück zusteken, aber zu unserm Erstaunen lehnte er es ab, irgend welche Be-lohnung anzunehmen.

Der kleine, zerlumpete Skids-Junge trat wieder ins Zimmer. „Deine Stute ist ganz wild geworden“, rief er Sigrid zu, „sie will nach Hause.“

Die Angeredete erhob sich rasch.

„Ach ja, sie will natürlich zu ihrem Füllen zurück! Ich muß gleich fahren!“

„Ich fahre mit Dir,“ sagte Egid. „Ich habe etwas mit Osa Botten zu besprechen,“ fügte er hinzu, als er sah, daß Sigrid roth wurde.

„Die kleine Sigrid ist wohl Deine Braut?“ fragte ich.

Er gab keine Antwort, aber sein Mund zog sich vom einen Ohr zum anderen zu einem vergnügten Grinsen.

Jentzen und ich machten uns zum Abmarich bereit und schnallten unsere Rucksäcke an.

„Nun habt Ihr doch einen Halling zu sehen bekommen,“ meinte Sigrid stolz, als wir ihr die Hand zum Abschied reichten, „und nun werdet Ihr auch sehen, daß ich recht hatte, als ich sagte, daß meine Stute rennen kann. Paßt nur auf, wenn wir unten auf der Landstraße angekommen sind!“

Mit diesen Worten bestieg sie die Karre. Egid schwang sich geschickt auf den Sitz neben ihr, und die Stute zog eifrig an. Wir gingen hinter der Karre den steilen Weg bis zur Landstraße hinab.

Als das Gefährt in diese eingelenkt hatte, geschah das Un-glaubliche: der früher so faule Gaul, der uns durch allerlei Verstellungskünste hatte glauben machen, daß es steifbeinig und alt sei, holte aus wie ein wahres Rennpferd.

Einem Sturmwind gleich jagten sie, in eine Staubwolke ge-hüllt, dahin, und sowohl Jentzen als ich glaubten trotzdem sehen zu können, wie Egid das Mädchen mit beiden Armen um-schlang und es küßte.

*) Möllargutten = Møllergutten.

*) Springar und Halling sind norwegische National-Tänze.

*) Mutter wird eine Beerenkraut genannt, die nur im hohen Norden wächst.

als der Panzerotter über das glänzende Haus hereinbrach, um eine Stabilisierung der Einkommens-Verhältnisse durch einen auf ihren Namen betriebenen Kunsthandel wacker kämpfte. Um diese beiden Frauen dreht sich Rembrandt's Leben; sie bezeichnen auch die zwei Richtungen seiner Kunst. Von der Geburt des Müllersohnes, 1606 oder 1607, seiner Lehre bei Lastman und Swaenburgh, seinen ersten Bildern, von 1627 ab datirt, dann von seiner Niederlassung in Amsterdam 1631 — welche ein schneller glänzender Aufstieg! Es folgt 1634 die Heirat mit Saskia, — unter seinen großen Werken 1632 die „Anatomie“, 1641 die „Nachtwache“. 1642 stirbt Saskia. Es ist dies die Zeit genialer Realistik: sorgfältig modellirende Ausführung, wunderbare Naturbeobachtung, keusches, andächtiges Naturgefühl. Die zweite Periode, der Hendrikje Stoffels eine Ruhe wilder und kühner Leidenschaftlichkeit geworden ist, dauert vom Beginn der vierziger Jahre bis zu Rembrandt's Tod. Unter mehreren Meisterwerken des religiösen Stoffes ragt hier als die bekannteste profane Schöpfung die berühmte „Tuchmacher-Gilde“ von 1661 hervor. Jetzt ist sein Farbenauftrag breit und pastos geworden, sein wunderbarer Goldton hat sich entwickelt, mit genialer Sicherheit legt er fast ohne Zeichnung Farbe an Farbe; und die Natur ist ihm nicht mehr unmittelbares Vorbild, vielmehr schafft seine frohende und doch so vornehm beschränkte Palette eine mystische Welt des künstlichen Halbdunkels, in der eine seltsame, über sinnliche Lebendigkeit, ein Daaunen, Flüstern, ein Klirren, Harfen und Herzgittern vernehmlich ist. Gemeinhin versteht man unter dieser Periode die Rembrandteske überhaupt, was nicht ganz richtig ist.

Rembrandt's Kunst ist demokratisch, wie sein Volk in seinen Lebenstagen es war. Wie erst Menzel wieder in unserem Jahrhundert, hat er nur aus der zeitlichen Umgebung heraus eine Kunst geschaffen, für welche die Antike niemals existierte. Er war der Erste, der die Poesie der Wirklichkeit vollends entdeckt hat, der sich aber nicht mit ihr begnügte, sondern immer die Stimmung zu erhalten suchte, die sie im Beschauer erregte. Um realistisch zu sein auch in Heiligen-Darstellungen, hat er als der erste historische Darsteller religiöser Stoffe seine Typen aus dem Amsterdamer Ghetto geholt, weil die ersten Christen Juden waren, und diese, als der-conservativste Volksstamm, damals in Erscheinung und Gebräuchen noch vieles aus der Zeit ihrer Vertreibung aus Palästina erhalten hatten. Und als Realist und Stimmungsmensch hat Rembrandt auch eine neue Bildnisauffassung geschaffen. Er sucht nicht die vornehme Pose der romanischen Kunst und nicht die haarsträubende Charakter-Analyse der deutschen; wie die Person im ganzen erscheint vor einem feinsinnigen Beurtheiler, wie sie wirkt auf ihn als Umriß, als sprechende Farbe, wie aus ihrem Auge ein abgeschlossenes, tiefes, undefinirbares, mehr zu ahnendes als zu begreifendes Wesen quillt, das mehr auf unsere Empfindung als auf unseren Verstand wirkt, — das hat Rembrandt in allen Bildnissen gesucht, und das hat er als neue, sieghafte Schönheit begründet. Seine Kunst ist der Gegensatz zur Antike. Und dies der Grund, daß seine Kunst, bei Lebzeiten hochgeschätzt, nach seinem Tode außer halb seines Vaterlandes fast vergessen war, so lange die Antike als Vorbild herrschte. Erst mit dem Realismus unseres Jahrhunderts bekam sie wieder steigende Geltung; ihr ward ein begeisterter Cult, nachdem die moderne Malerei, aus ihr die tiefsten Anregungen erhaltend, mehr und mehr Anerkennung fand.

Mit der Malerei aber ist Rembrandt's Bedeutung nicht erschöpft. Er ist der erste große Radierer seit Erfindung dieser Technik; er gestaltete deren Stil völlig um, indem er seine kühne Pinselführung auf die lediglich zeichnende Radirnadel übertrug und damit neue, durch ihre Lebenswahrheit wie ihre innere Kraft frapierende Wirkungen erzeugte. Auf eine solche Höhe aber hob er in seinen zahlreichen und vielbegehrten Blättern diese Radir-Kunst, daß mehr als zwei Jahrhunderte sich fruchtlos mühten, sie zu erreichen, und schließlich resignirt, dies ganze Kunstfeld nur dürftig beackerten, bis erst in der Gegenwart durch Maxlinger, aus gänzlich neuen Gesichtspunkten heraus, die graphische Kunst wieder auf eine monumentale Höhe gebracht ward.

Nachdruck verboten.

Neuere englische Bücher.

Besprochen von Elfa Kroll in Friedenau.

Unter den neuen Werken der englischen Roman-Literatur, die ein starkes und berechtigtes Aufsehen erregt haben, steht obenan „Esther Waters“ von George Moore (The English Library, Heinemann & Balestier, 2 Bände). Es ist die Geschichte einer armen Dienstmagd, die auf rauher Lebensbahn strauchelt, sich jedoch aus eigener Kraft aufrichtet und langsam, aber stetig auf der sozialen Stufenleiter wieder emporsteigt. Fast bis zum Zerreißen müssen sich dabei ihre Muskeln und Nerven spannen. Sie kämpft den Kampf nicht für sich; es ist „der Kampf einer Mutter um das Leben ihres Kindes gegen alle die Streitkräfte, welche die Civilisation wider die Niedrigen und die Illegitimen ins Feld führt.“ Esther Waters als Mutter hat etwas von der Art der Löwin, die ihre Jungen verteidigt; da, wo sie in ihrer Ammenstellung der reichen Dame und der schrecklichen Ziehmutter gegenübertritt, wächst das ungelehrte Kind des Volkes, die gesellschaftlich Gedrückte vor unseren Augen fast zu erhabener Größe. Doch nicht nur in solchen Momenten, wo die Instincte der heiligen Mutterschaft sie gleichsam über sich selbst erhöhen, ist Esther Waters bewunderungswürdig: sie ist es auch in dem einfachen Heldenmuth, mit dem sie die Consequenzen ihres Thuns hinnimmt, in der schlichten Geradheit ihres Wesens; sie ist durchaus und trotz allem eine königliche Seele.

Und diese harte, kernige Gestalt, im Grunde so urgesund, so ganz und gar aus einem Gusse, steht in einer Umgebung, die sich mit dem Schlagwort „fin de siècle“ bezeichnen läßt, auf einem unsicheren Boden, dessen Schwankungen ihr Dasein mehr als einmal aus seinen Angeln heben. Es ist der Kenn-Sport und die verheerenden Wirkungen des Wettens, die hier mit großer, stellenweise etwas ermüdender Anschaulichkeit gezeichnet sind, diese Wirkungen in einer Ausstrahlung, die den Uneingeweihten überausen muß. Im Herrenhause wie in den Hütten der Dorfbewohner, im Salon wie an der Dienertafel wird mit Hoffen und mit Sorgen auf den Renntag gewartet, und die Landleute trösten sich leicht über die nasse Bitterung, weil sie den Rennpferden zuträglich ist, denn: was ist die mühevoll-

und bescheidene Getreide-Ernte verglichen mit jener anderen Ernte, bei welcher der Zufall dem glücklichen Gewinner „das liebe Gold“ in den Schoß schüttet? In der zweiten Hälfte des Buches lernen wir noch ein anderes Centrum dieser ungedungen Aufregungen kennen, ein Wirthshaus in London, wo das Bettgeld heimlich über den Schenkisch gereicht wird; wo sich Neulinge in dem gefährlich lodenden Wagniß mit zerrütteten Existenzen zusammenfinden; wo von den kleinen Leuten der Nachbarschaft mehr als einer die Art an das Weibchen seines Hauses legt; wo der Dämon des Spieles halberwachsene Knaben verleitet, sich an fremdem Eigenthume zu vergreifen. Auch Esther Waters' Schicksal wird von diesem Auf und Nieder bestimmt, nachdem sie den Gastwirth und Bookmaler, den Vater ihres Kindes, geheirathet hat. Es ist tief erschütternd, wie die raschen Pflöcke, die seine Gesundheit, seinen Wohlstand und seine Ruhe bereits zerrreten haben, endlich noch über Tod und Leben des sterbenden Mannes, der nur durch eine Reise nach Ägypten zu retten wäre, entscheiden, — und grausam nachscheiden. Sollte das Buch in diesen Dingen eine Tendenz verfolgen, so ist die Aufgabe wenigstens künstlerisch gelöst worden.

Esther findet schließlich ihre Zuflucht an derselben Stätte, wo das Drama ihres Lebens seinen Ausgang genommen hat, bei ihrer alten Herrin; und die beiden einamen Frauen, deren jede mit den Interessen der Welt nur noch durch einen Sohn verknüpft ist, führen fortan ein stilles Dasein mit einander, durch gemeinsame Erinnerungen verbunden und die sociale Schranke kaum mehr empfindend. Die Analogie der Umstände zwischen Esthers Lebens-Ausfahrt und Esthers Heimkehr in den Hafen ist mit großer Kunst auch äußerlich dargestellt. Wir sehen sie beide Male auf der Station, mit ihrem Bündel, wie sie dem dahinbrausenden Zuge nachblickt, damals zu warm für den Frühling, jetzt für den Herbst zu leicht gekleidet. Und doch ist etwas Neues an dieser armen, alltäglichen Gestalt, ein heimlicher Glanz schwebt um sie her. Das ist das ideale Element, das mit dem Borrücken der Erzählung alles andere mehr und mehr absorbiert und sich in dem Bilde, mit dem der Verfasser uns entläßt, — Esther den Besuch ihres selbständig gewordenen Sohnes empfangend, — gleichsam noch einmal concentrirt; das ist die uralte, ewige Würde, die allen Zusammenbruch siegreich überdauert: die Mutterliebe in ihrem Heroismus und ihrer entzühnenden Macht.

Es herrscht eine zugleich strenge und milde Weltanschauung in „Esther Waters“; jeder Feszl wird bis zum äußersten heimge- sucht, aber nichts ist unwiederbringlich. Das Buch ist hochmodern in seinen Tendenzen, in den Problemen, die es angreift, in seiner realistischen Darstellungsweise und in dem liebevollen Verständnis, mit dem es das niedere Volk in seiner Päßigkeit und seinem fatalistischen Gleichmuth beobachtet. Was für ein Bild ist Esthers „Zuhause“, mit dem brutalen Vater, der halb sanft, halb stumpfsinnig dulden den Mutter, den jungen, von der Noth des Lebens früh gehärteten Schwestern!

Die Schilderung kennt kein prüdes Ausweichen, aber sie wird überall von tiefem Ernst getragen. „Esther Waters“ athmet eine gesunde, herbe Kraft, eine Kraft vorzüglich des Ausstehens und des Widerstandes, wie sie den Sphären, aus denen die Erzählung ihre beste Nahrung zieht, dem Frauenleben und dem Leben der unteren Volksklassen, so wohl entspricht. Diese elastische Art, welche den Druck der Welt nicht frivol von sich abschüttelt, sondern ihn empfindet und sich ihm beugt, aber nicht von ihm zermalmt wird und, wenn er nachläßt, sich stetig und tapfer wieder emporrichtet, scheint mir ein Merkmal nicht bloß der Esther Waters und des Buches, das ihren Namen trägt, sondern der englischen Roman-Literatur überhaupt und eine der sichersten Bürgschaften für ihr Dauern und Gedeihen.

Von zarterem Stoffe ist Beatrice Harraden's lieblich schwermüthiges Idyll, — wenn ich mir bei seinem ersten ethischen Feingehalt den Namen „Idyll“ gestatten darf — „Ships that pass in the Night“ (Tauschniß), unter dem Titel „Schiffe, die nachts sich begegnen“ in deutscher Uebersetzung bei Engelhorn erschienen.

Der ungewöhnliche Titel ist in Anlehnung an ein Longfellow'sches Gedicht gewählt worden. So wie sich Schiffe nachts auf dem Meere mit flüchtigem Gruße begegnen, so begegnen sich hier zwei junge Menschenleben, die für einander geschaffen sind, und die sich doch nicht angehören dürfen; sie grüßen einander mit einem Licht- und Glücks-Signal, das ihre dunkle Lebensfahrt auf einen Augenblick erhellt, die Fahrt, der kein anderes Licht als dieses leuchten kann, und die doch wieder in das Dunkel hinein muß; doch nicht, ohne daß ihr der flüchtige Schein den Weg gezeigt hat, den sie fortan für alle Zeit unbeirrt verfolgen wird. Der kurze Einfluß, den sie auf einander üben, läutert die beiden Seelen, säufstigt und festigt sie zugleich; es ist ihnen die tief sinnige und schwer zu fassende Lehre aufgegangen, daß es einen anderen Maßstab für den Werth eines Menschenlebens giebt, als die Summe des Schaffens und Wirkens, die ihm vergönnt ist; eine Lehre, die Milton in einem herrlichen Sonett ausgesprochen hat, worin er sich über die eigene Blindheit tröstet:

„Verlangt Gott Tagewerk, wenn der Tag nicht scheint?“ Und er kommt zu dem Schluß: der große König hat viele Knechte, und nicht die allein thun seinen Willen, die da in athemloser Eile über Meer und Land seine Botshafen tragen, „auch jene dienen, die nur wartend stehn.“

Obgleich Beatrice Harraden's Erzählung in einem Curort für Lungenkranke spielt, hastet ihr doch durchaus nichts Pathologisches an. Etwas erschreckend wirkt nach dieser Richtung hin der Titel eines neuen Buches von Conan Doyle, „Round the Red Lamp, being Facts and Fancies of Medical Life.“ (Tauschniß.) Aber es ist ein blinder Alarm. Die kleinen Geschichten peinigen unsere Nerven nicht mit Krankheits-Analysen und bilden eine sehr anziehende Lectüre. Es sind Erlebnisse aus der ärztlichen Praxis, zum Theil kleine Tragödien, von denen einige auf sehr ersten Problemen beruhen, einige auch mit dem Reiz des Schauerlich-Geheimnißvollen umkleidet sind, zum anderen Theil sinnige Humoresken mit oft sehr feiner Pointe. Wir Frauen wollen es dem Verfasser nicht übel nehmen, wenn der Scherz auch einmal auf unsere Kosten geht, wenn ein grimmiger Physiologie-Professor seiner Schwester auseinandersetzt, daß in der menschlichen Kultur-Entwicklung zwei Stadien zu unterscheiden seien: im ersten hätten die Menschen den Gebrauch der Sprache erlangt, im zweiten die Kunst gelernt, diese ihre neu erworbene Fähigkeit im Raume zu halten; die Frauen aber hätten das zweite Stadium noch nicht erreicht! Conan Doyle macht übrigens alle seine Sünden in einer

anderen hübschen Skizze wieder gut, wo er im allermodernsten Sinne eine sehr tüchtige junge Kerzrin schildert. — Sonst zeichnet er mit besonderer Liebe und mit seinem Verständniß alte und altmodische Leute. Der Invalide von 1815, der greise Ehemann in der lieblichen Erzählung „Swootharts“ der durch eine viertägige Trennung von seiner lieben Frau ganz darnieder gedrückt wird, und der alte Doctor, über den die jungen Kerzler sich erhaben dünken, bis sie endlich seine, für die Kranken so wohlthätige Art, den beruhigenden Zauber, der von ihm ausgeht, an sich selber empfinden, — das sind alles Gestalten, die man ins Herz schließt. Unmittelbar aus dem Leben geschöpft und dabei durch ihre besondere Sphäre sehr originell, von erster Moralität und von freundschaftlicher Theilnahme für das Weibchen und Ringen der Menschheit durchweht, werden Conan Doyle's kleine Geschichten gewiß jedem Leser wirkliche Befriedigung gewähren.

Jerome K. Jerome, der Verfasser des reizend amüsanten Buches „Three Men in a Boat“ The English Library, (Heinemann & Balestier), läßt sich in dem kleinen Bändchen „John Ingerfeld and other Stories“ (London, Mc. Clure & Co.), auf ungewohnten Pfaden antreffen, auf denen wir ihm aber nicht minder gern folgen. Sonst macht er uns von Herzen lachen, diesmal weiß er uns zu rühren; doch wie seinem Scherz gern ein kleines Gewicht von ernster Lebensbeachtung anhängt, damit er nicht allzu leicht in alle Lüfte flattere und versiege, so hat er hier umgekehrt der Traurigkeit gleichsam Flügel angeheftet. „John Ingerfeld“ ist ein kleines Cabinet-Stück im Rococo-Stil, dem sich auch die Illustrationen sehr zierlich anpassen. Jerome zeigt sich als ein Meister der Composition; so ist es ein feiner Kunstgriff, wenn er, um uns seinen Helden nahe zu bringen, zuerst dessen hartes und hochgemuthes Ahnengeschlecht schildert, und ganz wundervoll ist der nur andeutende und gerade darum aufs tiefste ergreifende Schluß. — Die anderen Erzählungen in dem Bändchen reichen an „John Ingerfeld“ nicht heran, und auch dem Umfange nach ist diese die größte der kleinen.

Es sei mir gestattet, noch ein Buch zu erwähnen, das freilich schon 1893 veröffentlicht wurde, aber bei uns noch wenig bekannt zu sein scheint: „Barrabas“ von Marie Corelli. (Tauschniß, 2 Bde.) Marie Corelli stammt aus einer jener italienischen Emigranten-Familien, die in den politischen Stürmen der zwanziger Jahre aus englischem Boden eine neue Heimat suchten, und von deren Kindern mehr als eines der englischen Literatur angehört, ein Phänomen, das an die Acclimatirung unseres Chamisso erinnert. Gleicher Herkunft war der berühmte englische Maler und Dichter Dante Gabriel Rossetti, der Mitbegründer der sogenannten präraffaelitischen Schule, dessen gleichfalls als englische Dichterin bekannte Schwester vor kurzem erst gestorben ist. Also auch von dieser Seite her festigt sich „das goldene Band“, das nach einem sinnigen Auspruch einst Elizabeth Barrett-Browning mit ihren Gedichten zwischen England und Italien knüpfte. Der südlische Geist verleugnet sich indessen in den Werken dieser Engländer nicht; in „Barrabas“ ist er ebenfalls zu spüren. Marie Corelli hat sich in diesem Buche eine wahrhaft gigantische Aufgabe gestellt, die Aufgabe, von der unser Dichter sagt:

„Kein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme eines Sterblichen, doch den Gottverföhner besingen Und die furchtbare Bahn, mit verzehendem Straucheln, durchlaufen.“

In einem Nebentitel nennt sie die Dichtung ebenso passend als bescheiden „A Dream of the World's Tragedy“. Sie giebt den erhabenen Stoff in ehrsurdtsvoller Zurückhaltung, gleichsam nur aus zweiter Hand, in seinem Rückschlag auf einen fernem stehenden Theilnehmer, auf den Verbredner, den sich das todbende Volk an Christi Statt von Pilatus erbittet, und der nun der erschütterte Zeuge vom Leiden, Sterben und der Auferstehung des Herrn wird. Das Buch hätte stärker zusammengezogen werden sollen; im Fortgang der Erzählung nimmt das mythische Element etwas zu sehr überhand, und wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Marie Corelli selbst bei fast unbeschreiblichen Dingen eine wunderbare Anschaulichkeit entfaltet, so ergreift sie uns doch am meisten, wenn sie auf der Erde bleibt. Ihre beste Gestalt ist vielleicht die der Maria Magdalena. Von Judas' That und seinen Motiven hat sie eine eigenartige und tief sinnige Auffassung, die sie zwar nicht neu geschaffen hat, aber wohl zu vertreten weiß. Es ist daher zu bedauern, daß sie die Gestalt des Judas hinter der des Barrabas gar zu sehr verschwinden läßt. Alles in allem ist es ein ergreifendes Buch, von dem stellenweise ein wirklicher Schauer der Andacht ausgeht; von welchem Standpunkt aus man es auch betrachten möge, man wird ihm eine Art Erhabenheit zugestehen müssen, und wenn diese noch nicht genügend scheint, der denke an den Spruch: „In großen Dingen ist's genug, gewollt zu haben!“ Zu bewundern ist auch die Sprache, die zwischen den Klippen alterthümlicher Manierlichkeit und verlegender Modernität in goldener Mitte dahinstreift.

Zu guter Letzt möchte ich noch von meinem Thema insofern abweichen, als ich zwei wissenschaftliche Werke erwähnen will, deren Sprache nicht die englische ist. Doch führen sie tief in neuerdings erschienene deutsche Uebersetzung von Greene's altberühmter, herrlicher Geschichte des englischen Volkes (übersetzt von Kirchner, veröffentlicht bei Siegfried Cronbach, Berlin, 2 Bde.), die in ihrer neuen Gestalt wohl auch bei uns ein Hausbuch werden könnte; das andere die gleichfalls neue, vorzügliche „Histoire littéraire du Peuple Anglais“ von Jusserand. Librairie de Firmin-Didot, Paris, 3 Bde.

Nachdruck verboten.

Friedrich Haase.

Zu dessen fünfzigjährigem Bühnen-Jubiläum. Von Eugen Zabel in Berlin.

Mit einem Portrait Friedrich Haase's. Siehe S. 17.

In halbes Jahrhundert Bühnenlaufbahn! Aus wie vielen Hoffnungen, Enttäuschungen und Erfolgen setzt sie sich zusammen, aus wie vielen Anstrengungen, auf der Leiter des Ruhmes eine Sprosse nach der anderen zu erklimmen, um schließlich eine solche Höhe zu erreichen, daß man von allen Freunden des schönen Scheins, den wir Kunst nennen, und nicht nur im eigenen Vaterlande, gesehen und erkannt

wird! Der Zuschauer sieht nur die fertige Leistung. Er hört nur den Beifall, der sie begleitet. Für ihn sind die Erfolge eines großen Schauspielers einem Märchen- und Wunderlande zu vergleichen, dessen Geheimnisse man sich staunend erzählt. Aber der Gegenstand so allgemeiner Huldigung ist ein erfahrener Mann, der schwer arbeitet, der trotz aller Anerkennung immer noch glaubt, etwas besser machen zu können, der sich in allen Fächern versucht und erst nach vielen Mühen den Punkt findet, auf dem er sich als Persönlichkeit zu behaupten vermag. Eine Eigenart muß der Künstler haben, wenn er will, daß wir ihm einen Platz in der Geschichte seiner Kunst anweisen sollen. Auf einen solchen hat auch Friedrich Haase, der jetzt im königlichen Schauspielhaus in Berlin von der Bühne Abschied genommen hat, vollständigen Anspruch. Er hat das, was die Franzosen «cachet» nennen, eine Marke, die für ihn und seine Leistungen charakteristisch ist. Sein Name bedeutet einen sehr unruhigen Kreis im Rahmen der modernen Schauspielkunst, durch deren Entwicklung sich seine Thätigkeit wie ein feingespinnener Silberfaden hindurchzieht. Er hat die Technik seiner Kunst durch rastlosen Fleiß und genaue Beobachtung bis zur Vollkommenheit verfeinert und seinen Leistungen das Gepräge jener Sauberkeit aufgedrückt, der auch nicht ein Staubchen des Unfertigen anhaftet. Sein Gebiet ist das Feine, Elegante und Vornehme in der Stimmung eines lebenswürdigen Humors, der uns die Sorgen des Tages freundlich hinwegweist. Haase ist der vollendetste Genre-Maler der deutschen Bühne, und die Verse, mit denen sich Alfred de Musset charakterisiert: «Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre» passen auch auf ihn.

Glückliche Umstände vereinigen sich bei der Erziehung des Knaben zu seinem Beruf. Er ist am 1. November, nach dem Conversations-Lexicon im Jahre 1827, im Berliner königlichen Schloß geboren, wo sein Vater der erste Kammerdiener des Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. war. Dieser übernahm die Patenschaft bei dem Sohn seines Lieblingsdieners und bewies für sein Fortkommen lebhaftes Interesse. Fröhlich zeigte sich gut veranlagt; er sollte nach dem Willen seines Vaters einen gründlichen Unterricht erhalten, um dann in die Laufbahn der Hofbeamten eingeführt zu werden. Er kam auf das Gymnasium nach Potsdam und machte die Schule durch. Aber schon in den letzten Gymnasial-Jahren spülten selbstsame Träume von Künstlerthum und Theaterspiel in seinem Kopfe. Der Vater sah mit Betrübnis, welche Umwandlung mit seinem Sohn vorgegangen war, und vertraute sich und seine Sorgen seinem Herrn an, der mittlerweile als König von Preußen auf den Thron gelangt war. Friedrich Wilhelm IV. war nicht der Ansicht, daß man den Willen des von dem Kaiser der Kunst erlösten jungen Haase ohne weiteres unterdrücken müsse. Er wollte vielmehr Klarheit darüber haben, ob in ihm ein wirkliches Talent vorhanden sei, das Aufmunterung und Pflege verdiene.

Haase begab sich zu Ludwig Tieck, der damals einflußreichsten Autorität an der königlichen Bühne. Tieck ließ sich von ihm einige Gedichte vorprechen, schüttelte anfänglich bedenklieh den Kopf, bei genauerer Prüfung aber wurde er aufmerksam und erklärte sich schließlich bereit, den jungen Mann zu unterrichten. Zwei Jahre dauerte diese Lehrzeit. Dann begab sich Haase, mit einem Handbrief seines königlichen Paten in der Tasche, nach Weimar, wo er am 14. Januar 1846 als „Armer Poet“ und „Hofmeister in tausend Nengsten“ zum ersten Mal die Bretter betrat. Das Debut war verhängnisvoll und hätte eine geringere Willenskraft, als sie dem gefunden Berliner Kinde beizubringen war, sicherlich gebrochen. Die Bescheidenheit schnürte dem jungen Schauspieler die Kehle zu und nahm ihm jede Freiheit der Bewegung. Sie hinderte ihn, die nicht gewöhnlichen Gaben, die er von der Natur erhalten hatte, in das rechte Licht zu stellen. Daß er als Liebhaber nicht genügen würde, mußte ihm während seines einjährigen Engagements in Weimar klar werden. Die Gefühlsseite hatte bei ihm einen matten Klang und das „leicht von der Zunge weg“, das Schafepare von dem Schauspieler verlangt, war ebenfalls seine Sache nicht. Wenn er in Erregung kam, nahm sein Vortrag etwas Stodendes und fast Stotterndes an. Erst durch unachtsamte Selbstbeobachtung konnte es ihm gelingen, seinem Vortrag Fluß und Geschmeidigkeit zu geben. Allmählich wurde aus dem hoffnungslosen Liebhaber ein geistvoller und interessanter Charakterspieler.

Als solcher betrat er, drei Jahre nach seinem ersten Debut, 1849, die Bühne des Berliner Schauspielhauses, auf der er sich jetzt von seiner Kunst verabschiedet hat. Er gab an vier Abenden den Amts Rath Pöll in dem Lustspiel „Das Blatt hat sich gewendet“, den Wurm in „Cabale und Liebe“, den Claudius im „Galanten Abbé“ und den Adam in „Doctor Wespe“. Haase gefiel seinen Landsleuten, aber ein närrischer Zufall brachte ihn um die Gunst des damaligen Berliner General-Intendanten von Küssner. In dem Benedict'schen Lustspiel hatte er als Adam bei der Leise-Scene mit Theudelinde seinen Stuhl zu weit in das Proficium gerückt. Der Akt schließt, der Vorhang fällt, und Haase bleibt vor diesem sitzen. Das übermüthige Lachen des Publicums verwirrt ihn vollends. Er ergreift seinen Stuhl und läuft mit ihm die Proficium-Lampen entlang hinter den Vorhang. Der General-Intendant stürzt aus seiner Loge und fährt den unglücklichen Künstler in einem Dialekt, der aus der Heimat des „Blieschensaffee“ stammt, mit folgenden Worten wüthend an: „Hören Se, Herr Haase! Das sein Virtuosen-Stückchen! Die lassen Se hibsch bleiben! Die kann ich auf meiner Bühne nich geprauchen!“

Zum ersten Mal tönte ihm bei dieser Gelegenheit das Wort „Virtuos“ entgegen, das er später so oft, zuweilen im guten, nicht selten aber auch im tabelnden Sinne zu hören bekommen sollte. Daß er seine Figuren auf das sorgfältigste ausseilte und seine Darstellung mit einer Fülle glänzend erfundener Nuancen versah, war jedenfalls ein Vorzug vor dem Schablonenthum in der Schauspielkunst. Es läßt sich aber freilich auch nicht leugnen, daß bei einer solchen künstlich verstärkten, man möchte sagen, elektrischen Beleuchtung einer einzelnen Figur die andern mehr im Dunkeln bleiben, als es im Interesse der Gesamtwirkung eines Stückes zu wünschen ist.

Mit Berlin war es also nichts, schon deshalb nicht, weil sich das Charakter-Fach im Schauspielhaus durch drei Kräfte ersten Ranges besetzt fand: durch den düsteren, grüblerischen Desjor, den Humor-sprühenden Döring und den geschmeidigen Hoppé.

Haase schnürte also seinen Koffer und folgte einem Antrag des Directors Hoffmann nach Prag. Fünfundsechzig Gulden Gage, dafür aber erßtes Fach. So etwas mochte der junge Künstler nicht von der Hand weisen. Drei Jahre hielt er es in der Moldaustadt aus. Der Weg zur Natürlichkeit und Charakter-Wahrheit war gefunden. Es galt nun, rüstig vorwärts zu schreiten, der Meisterschaft entgegen. Seine nächsten Stationen waren Karlsruhe, wo der Geschichtsdreier der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, mit edler, wenn auch oft pedantischer Strenge die Leitung führte, und München, wo der geistvolle Dingesiedt die Ueberlegenheit seiner Persönlichkeit, wie seine literarische Bildung in den Dienst der Kunst stellte. Hier konnte Haase zum ersten Mal die Schwinge zu einem großen Flügel ausbreiten. Dingesiedt hatte im Jahre 1854 den kühnen, aber glänzend gelungenen Versuch gemacht, dem einheimischen und fremden Publicum, das zum Besuch der großen allgemeinen Industrie-Ausstellung nach München kam, ein Bild von dem augenblicklichen Stande der deutschen Schauspielkunst zu geben. Zu diesem Zwecke lud er die ersten Kräfte der vornehmsten deutschen Bühnen zu einem Gesammt-Gastspiel ein. Künstler wie Emil Devrient, Hendrichs, Anshütz, Laroche, Döring und Liedtke, Schauspielerinnen wie Frau Rettich, Hatzinger, Dahn-Hausmann, Marie Seebach vereinigten sich zu den sogenannten Mustervorstellungen. Zu diesen wurde auch der jugendliche Haase hinzugezogen. Er spielte damals den Marinelli in „Emilia Galotti“ und den Kalb in „Cabale und Liebe“, eine seiner bekanntesten und originellsten Rollen.

Der Ruhm, den sich Männer wie Emil Devrient und Dawson durch ihr weit verzweigtes Gastspiel-System errungen hatten, legte Haase die Frage nahe, ob er nicht vielleicht auch berufen sei, den Spuren dieser Künstler zu folgen, zumal sich sein Rollenfach ganz anders gestaltete. Dingesiedt ging von München fort und mit ihm Haase, und zwar nach Frankfurt a. M., wo er eine Anzahl neuer Rollen zu den bereits vorhandenen suchte und sich dadurch für die Gastspiele fertig machte, die ihn nach allen Himmelsgegenden führen sollten. Eine solche Thätigkeit setzt nicht nur eine eigenartige Begabung und interessante Persönlichkeit, sondern auch eine ungewöhnliche Energie und Spannkraft, Erfahrung, seine Umgangsformen und Geschäftsklugheit voraus.

Alle diese Eigenschaften vereinigen sich in Haase's Persönlichkeit, die sich alsbald in großen und kleinen Städten allgemeiner Beliebtheit erfreute. Er ging dann über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, nach Oesterreich, Holland und Petersburg, wo er eine Glanzzeit des deutschen Theaters an der Newa-Residenz begründete. Er gastirte zweimal in Amerika, zuerst 1869 in Newyork, dann im Winter 1881/82 an sämtlichen größeren nordamerikanischen Theatern bei San Francisco. In Berlin hat er auf fast allen Bühnen längere oder kürzere Gastspiele gegeben. Während er in der Provinz auch mit seinen ernstesten Charakter-Rollen Anklang fand, hat er sich in Berlin vorzugsweise auf das heitere Genre beschränkt und in ihm seine größten Triumphe gefeiert. Wir brauchen nur an seinen alten Klingenberg, seinen Königsleutnant, seinen Rocheferrier in der „Partie Piquet“, seinen Marquis Seigliere, seinen Dorfrichter Adam, seinen Hofmarschall Kalb zu erinnern, die jedermann kannte, und denen man doch immer wieder mit Vergnügen begegnete. Doch haben auch seine ernstesten Charakter-Rollen, wie Marinelli, Schlock, Karciß, seine und originelle Züge, während ihnen allerdings der große leidenschaftliche Zug, der dem tragischen Temperament entspringt, fehlt. Es ist eine feine, geistreich tüpfelnde Manier, mit der sich die Tiefe der Dichtung nicht erschöpfen läßt. Selbst Richard III. wird in Haase's Darstellung eine Genre-Figur. Besser und tiefer ist sein Cromwell in Raupach's „Königliche“ angelegt, dessen wundervolle Maske man nur mit Bedauern in der Garderobe wieder zerstückt sieht.

Haase war zwei Mal selbständiger Bühnenleiter; zuerst in Coburg-Gotha, von October 1869 bis Mai 1870, und dann, vom October 1870 bis August 1876, in Leipzig, dessen Stadttheater sich unter ihm einer allgemein anerkannten Mäßigkeit erfreute. Bei der Begründung des Societäts-Verhältnisses, das unter Adolph Arronge Künstler wie Barnay, Friedmann, Förster und Frau Niemann zum „Deutschen Theater“ in Berlin zusammensührte, wurde auf Haase ebenfalls als erste Kraft gerechnet. Aber schon nach wenigen Monaten entstanden zwischen ihm und den anderen Societären Zwistigkeiten, die alsbald seinen Austritt zur Folge hatten. Zwei Jahre lang durfte er in seiner Vaterstadt Berlin nicht spielen. Seitdem hat er aber sowohl im Schauspielhaus, wie im Lessing- und Berliner Theater sich als eine Zugkraft ersten Ranges erwiesen, auch wenn die Stücke, in denen er auftrat, längst bekannt waren oder sich der Zustimmung von Seiten des Publicums und der Kritik nur in geringem Maße zu erfreuen hatten. An Auszeichnungen aller Art in Form von Titeln und Ordens-Verleihungen hat es ihm bei seinen, durch die Kunst vermittelten Beziehungen zu regierenden Häuptern ebenfalls nicht gefehlt.

Haase's Ehrgeiz war von früh an darauf gerichtet, sich finanziell unabhängig zu machen und gegen Krankheitsfälle und Erwerbsunfähigkeit gerüstet zu sein. Als er durch seinen Fleiß sich das erste Stückchen erworben hatte, legte er es fest, um es nicht anzugreifen, und sparte unaufhörlich hinzu, so daß er jetzt als reicher Mann seinen Lebensabend herausdämmern sehen kann. Seine Thätigkeit als gastgebender Künstler war streng geregelt. Sie begann nicht vor Mitte October und hörte auf, wenn die ersten grünen Blätter an den Bäumen sichtbar wurden. Den Sommer verlebte er größtentheils zuerst in einem der böhmischen Bäder, dann in einem stillen Winkel in Thüringen, dem Riesengebirge oder Tirol, wo er ungestört für die Winter-Campagne sich vorbereiten konnte. Das Studium einer neuen Rolle nahm bei ihm stets längere Zeit in Anspruch, da er verhältnismäßig schwer lernte, das Gelernte allerdings auch nicht leicht wieder vergaß. Die Wahl der Maske, das Anschlagen des Grundtons, die Ausarbeitung des Einzelnen ward von ihm mit der peinlichsten Sorgfalt betrieben. War er mit der neuen Rolle fertig, so führte er sie zuerst in einer kleinen Stadt, wohin er auf seinen Gastreisen sonst nicht kam, dem Publicum vor, um sich von der Wirkung seiner Darstellung zu überzeugen und nachträglich Verbesserungen und Aenderungen vorzunehmen. Er war der geduldigste und geistigste Probenhalter, den man sich denken kann. Er zeigte sich unermüdblich, eine Scene drei- und viermal zu spielen, bis sie endlich, wie man in der Theatersprache zu sagen pflegt, „klappte“.

Am besten lernt man Haase inmitten seiner Häuslichkeit kennen, die ein wirkliches Museum von Sehenswürdigkeiten darstellt und von einem kaum zu übertreffenden Sinn für Schönheit und Ordnung geleitet wird. Haase wohnt in Berlin in der Drakestraße, in der Nähe des Zoologischen Gartens. Vor seinem Fenster schlagen im Frühling die Bäume des Thiergartens aus und singen die Nachtigallen. Sein Garderobezimmer ist so eingerichtet, daß er auch im Dunkeln die zu jeder Rolle gehörigen Gegenstände, Perrücke, Kleider, Stiefel, Handschuhe und Requisiten finden konnte. Sein Arbeitszimmer enthält eine Fülle werthvoller schauspielerischer Erinnerungen von den Tagen Island's und Ludwig Devrient's an bis auf die neueste Zeit. Eine sorgfältig gewählte Bibliothek weist die wichtigsten Werke über die Geschichte des Dramas und Theaters auf. Einen wirklichen Schatz besitzt Haase auch in seiner ungemäßen reichen Sammlung von Kostüm- und Künstlerbildern aller Zeiten, die in Mappen sorgfältig aufbewahrt werden, und die er selbst seinen Freunden zu erklären liebt. Er ist durchaus Gentleman, ein Mann von Welt, der auf gute Formen bei sich und anderen hält. Seine Gattin Elise war unter ihrem Mädchennamen Schönhoff ein Liebling des Wiener und Petersburger Publicums und zeigte sich noch in späteren Jahren als treffliche Vertreterin des Faches der vornehmen Mütter und Salon-Damen.

Das von Haase geschaffene Fach des Salon-Humors, besonders bei der Verkörperung eleganter Lebemänner, wird vielleicht mit ihm aussterben. Seine Kunst hat keine neue Epoche unserer literarischen Entwicklung begleitet, aber sie steht im engsten Zusammenhang mit der realistischen Bewegung, die sich in den letzten Jahren immer mehr Boden erobert hat. Haase war als Anfänger modern und ist es bei seinem fünfzig-jährigen Bühnen-Jubiläum geblieben. Wer ihn auf der Bühne erblickt, wie er die tollsten Schnurren treibt und sich wie ein Saufesind jüngster Sorte benimmt, der wird es kaum glauben, daß er bald sein siebzigstes Lebensjahr erreicht hat. Wenn er jetzt im Vollbesitz der Kraft den Freunden seiner Kunst Lebewohl sagt, so wird er die Bedeutung des Schiller'schen Satzes, daß dem Aimen die Nachwelt keine Kränze schieft, zwar nicht umhören, aber doch die Ueberzeugung mitnehmen können, daß er die Welt um so mehr erfreut und Spuren hinterlassen hat, die sich in der Geschichte seiner Kunst zu allen Zeiten werden nachweisen lassen.

Nachdruck verboten

Morgen in Norwegen.

Zu dem Bilde von L. Stramstad in Christiania. — Siehe Seite 21.

Das innere Nord-Scandinavien birgt eine Fülle herrlicher Landschaften. Zwar von gigantisch gestalteten Fels-Formationen ist dort keine Rede, auch fehlen die anmuthigen Landschaften der südlichen Provinzen, aber trotzdem hat die Natur etwas Fesselndes, fesselnd durch die Urwüchsigkeit, ja theilweise durch eine Grobhartigkeit, die in ihrer räthselhaften Startheit und Lebe fast beklemmend wirkt. Es ist nun nicht eines dieser unermesslichen, vegetationsarmen Fjelds, das Stramstad uns in seinem Bilde zeigt, sondern ein Landstrich, in dem zwischen den granitnen Felsstrümmern meilenweit noch die Nichte und Höhre sich erstrecken, in deren Mooren der Elch haust und das Kennzeichen reichere Natur findet als langes Moos. — Es ist die Stimmung des schelbenden Sommers, die im Morgennebel über dem bräunlichen spiegelbaren See liegt, ein herrlicher kurzer Tag, vor langer, langer Winternacht, die dann auch hier alles verböden und vereisen läßt. Wenn einer, so darf gewiß der Sohn Scandinaviens selber berufen sein, den schwermüthigen und doch so kräftigen Reizen nordischer Landschaften Ausdruck zu verleihen, und so bewährt sich auch Stramstad als ein würdiger Interpret dieser Vorgänge. Dennoch sei hier auch eines deutschen Landsmannes gedacht, der neben allen eingeborenen Scandinaviern die nordische „Urigkeit“ besonders glänzend im Thierbilde zum Ausdruck gebracht hat; wir meinen Richard Ziehe, dessen Pinsel mit Vorliebe in solcher Umgebung weilt, wie Stramstad sie hier poetisch gemäldert vorführt.



Fragen.

Künstler und Poeten. — Trifft Künstler und Poeten, die nicht fähig sind, durch ihr Talent ihre Familie und sich zu erhalten, mit Recht ein Vorwurf, wenn sie trotzdem nicht zu einem anderen Berufe übergehen wollen?
Zwei Freundinnen in der Großstadt.

Antworten.

B. Kummelsburg. — Wir halten in humanistischen Dingen Brodhaus für vorzüglich, sind dagegen bei technischen und naturwissenschaftlichen Zwecken Meyer mehr zugeneigt. Im übrigen können wir Ihnen nur Bezug der neuesten Ausgaben durch irgend eine Buchhandlung anrathen. Alle Conversations-Lexica können in der Regel mit in Zahlung gegeben werden.

Bonnes amies. — Wir sind ohne nähere Anhaltspunkte nicht in der Lage, Ihnen Mittel und Wege für Ihren graphologischen Briefkasten angeben zu können. Sie müssen sich eben mit Anfragen an Blätter wenden, die dergleichen zu bringen pflegen.

Anna aus Graz. — Ja, leider ist es „halt a bißel dumm“. Schadet aber nichts, in unserem Papierford sieht es niemand!

A. V., Wagdeburg. — Jedenfalls gehen Sie am besten dorthin, wo Sie Verwandte oder irgend einen festen Anhalt haben. Eine Auswanderung unter anderen Bedingungen wird in der Regel sehr mißliche Folgen nach sich ziehen.

Marquise in N. — Der berühmte Damenschneider Leroy besaß für die Gesellschaft des ersten Kaiserreichs eine eben solche Bedeutung, wie Worth für die des zweiten.

F. S., St. Johann. — Unter Creolen versteht man im besonderen in den Tropen geborene Europäer, nicht Negerischen farbiger Abstammung.